

TOP 11

IT 448/2/50
Seminar für Volkswirtschaftslehre
der Universität Kiel
Jw. 18569.

Top 11

Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

4. Jahrgang

Dezember 1994

Top ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliederschaft.

TOP informiert regelmäßig über: Volkskundliche Arbeitskreise, Archive, Aufsätze, Auktionen, Ausstellungen, Bücher, Doktorarbeiten, Examensarbeiten, Exkursionen, Feste, Filme, Forschungsergebnisse, Karikaturen, Kongresse, Magisterarbeiten, Museumskonzepte, Presseartikel, Radiosendungen, Sammler, Stellenangebote, Tagungen, Volkshochschulangebote, Vorankündigungen, Vorlesungsverzeichnisse, Vorträge, Witze, Zeitschriften.

Alle mit Namen gezeichneten Beiträge von Mitarbeitern und Lesern sowie Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder.

Wir möchten alle, die sich mit Kultur- und Sozialgeschichte des Volkes beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Typoskripte oder besser Disketten (im DOS-Format) bitte an:

Vibe Pungner, M.A., Am Wellsee 28, 24146 Kiel 14; Tel.: 0431-787126

Redaktionsschluß für das nächste Heft ist der

1. März 1995

Titelbild: Personenzuglokomotive „DANIA“ (ab 1864: „DIANA“); Foto: Altonaer Museum in Hamburg, Inv.Nr. Eb III/1.

TOP 11/1994

Herausgeberin: Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
Redaktion: Elisabeth Jacobs M.A., Dr. Heinrich Mehl, Vibe Pungner M.A., Manuela Schütze M.A., Frauke Rehder M.A., Ulrike Stadler M.A., Dr. Martin Westphal, Jochen Storjohann

EDV-Layout: Vibe Pungner M.A., Jochen Storjohann - EDITION BARKAU

Geschäftsstelle der GVSH: Jochen Storjohann
Barmisser Weg 3
24245 Großbarkau
Tel.: 04302-279; Fax: 04302-9439

Bankverbindung der GVSH: Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg
Konto Nr.: 13 796 (BLZ: 214 500 50)

© 1994 Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Ludwig Fischer, Zuflucht im Museum 4

Die Gesellschaft für Volkskunde berichtet

Vibe Pungner, Strukturwandel auf dem Lande.

Die Herbsttagung 1994 der GVSH 25

Rechenschaftsbericht des Vorstands 1993/1994 28

Wir stellen vor: 1. Vorsitzender / Geschäftsführer 30

Aus der Arbeit des Beirats 31

Doris Tillmann, Zur Problematik volkskundlicher

Arbeiten im Werkvertrag 32

Gesuchte Anschriften 36

Verfasserregister TOP 1 - TOP 10 37

Vortragsdienst 40

Pressespiegel 43

Aus Forschung und Lehre

Nina Hennig, Akademische Arbeitslosigkeit - Beispiel: Volkskunde 44

Silke Eikermann/Anne Jakobowski, VolkskundestudentIn in Kiel.

Ergebnisse einer Fragebogenaktion 59

Magisterarbeiten im Fach Volkskunde an der CAU Kiel 67

Museen und Ausstellungen

Susanna Misgajski, Anmerkungen zur Ausstellung „Schienen

und Fortschritt“ - Schleswig-Holsteins erste Eisenbahnstrecke“

im Landesarchiv in Schleswig. 70

Manuela Schütze, „Schienen zum Fortschritt“ - Ausstellungsbesprechung 73

Vibe Pungner, Frischer Wind von vorn 76

Martin Westphal, Eröffnungsrede zur Tagung der AG Schleswig-

Holsteinischer Museen am 14. Oktober 1994 80

Uwe Claassen, „Schlumper“ - Malen im Museum 86

Uwe Claassen, Erzgebirge - „Der Duft des Himmels“ -

eine Ausstellung im Altonaer Museum in Hamburg 88

Heinrich Mehl, Wohlbegründet sperrig. Gedanken zum neuen

Österreichischen Museum für Volkskunde 90

Veranstaltungskalender 95

Buchbesprechungen 96

Leserbrief 101

Satire 103

Zuflucht im Museum

Die Ausstellung ‚Westerhever - Ein Dorf an der Nordsee. Vergangenheit - Gegenwart - Zukunft‘ im Freilichtmuseum Kiel-Molfsee.

Ludwig Fischer

Aus dem Dorf ins Museum

Seit dem 17. Juni 1994 ist im Barghaus Arentsee des Freilichtmuseums Kiel-Molfsee eine Ausstellung zu besichtigen, die ursprünglich weder für das Museum noch für dieses Haus geplant war. Das Freilichtmuseum ist zum Zufluchtsort für ein Vorhaben geworden, das einmal Modellcharakter für regionale Kulturarbeit hatte und einen Ansatz enthielt, um präsentierte Lokalgeschichte gerade nicht als bloße Rückerinnerung an einen verschwundenen Alltag aufzuarbeiten.

An dieser Stelle soll nicht erneut nachgezeichnet werden, weshalb die Ausstellung nicht - wie es zunächst Ausgangspunkt des Vorhabens war - im Ort Westerhever selbst gezeigt werden kann. Ein landesweit als wegweisendes Projekt eingestuftes Plan war es, die Ausstellung nicht bloß thematisch, sondern auch mit ihrer Placierung und mit angekoppelten Service-Einrichtungen als bedeutsamen Schritt für eine integrierte, von ‚endogenen‘ Kräften getragene Dorfentwicklung zu realisieren. Dieser Plan, der entscheidend an dem vorgesehenen Gebäude hing - einem wiederaufgebauten, regionalen Großbauernhaus - wurde unmittelbar vor seiner Umsetzung von einer lokalen Gruppierung zu Fall gebracht. Das Scheitern des Projekts darf auch als ein Lehrstück über die Schwierigkeiten betrachtet werden, die vielbeschworenen ‚endogenen Potentiale‘ in der Dorfentwicklung für sehr kleine, geschwächte Gemeinden zum struktur- und regionalpolitischen Schlüsselfaktor zu machen.¹

Die Verlaufsgeschichte des Projekts ist nun zu einem Bestandteil der Ausstellung selbst geworden. Das ausführliche Begleitbuch zur Ausstellung² enthält daher einen Abriss dieser Verlaufsgeschichte, und in mehreren Aufsätzen sind andernorts Reflexionen über Gründe und Hintergründe für das Scheitern des ungewöhnlichen, politisch so hoch gewerteten Dorfentwicklungsprojekts veröffentlicht worden.³

Der Umzug nach Molfsee hat die Ausstellung ihrer zentralen Funktion beraubt: Diskussionsforum und zugleich Antrieb für die so bitter nötige Dorfentwicklung Westerhevers zu sein. Dennoch erhoffen sich Museumsleitung und Trägerverein eine gewisse ‚Fernwirkung‘ für den Diskussionsprozeß über die weitere Entwicklung, der jetzt auch von der Landesregierung für Eiderstedt und das so exponierte Westerhever forciert wird.⁴

In dem nachfolgenden Bericht soll es weniger um die thematische Ausrichtung im einzelnen, mit der die Ausstellung auf die Diskussion über die Dorfentwicklung

Westerhevers hin konzipiert war, und um den strukturpolitischen Stellenwert gehen. Ich möchte vielmehr skizzieren, wie das Projekt im Zuge einer regionalen Kulturarbeit seine Form erhielt, wie es umgesetzt wurde und wie es dann für die Verlagerung nach Molfsee neu durchgeplant werden mußte.

Eine Idee wird in die Tat umgesetzt

Die Entstehungsgeschichte der Ausstellung begann, kurz nachdem in Westerhever im Sommer 1990 unter dem Namen ›Leben in Westerhever‹ ein Verein für ‚Ortspflege und Dorfentwicklung‘ gegründet worden war. Die Anregung, einen Verein für lokale Kulturarbeit und für die Beschäftigung mit dem Schicksale des Ortes zu gründen, kam vom Bürgermeister - mit Blick auf die späteren Entwicklungen entbehrt das nicht einer gewissen Ironie, denn der Bürgermeister war entscheidend an der späteren Blockierung des Haubarg-Projekts beteiligt.

„Der Verein hat sich ausdrücklich nicht in erster Linie einer traditionellen ‚Heimatkunde und Heimatpflege‘ verpflichtet, sondern zielt vorrangig auf regionale Kulturarbeit und auf eine Mitwirkung an der aktuellen Dorfentwicklung. In der Satzung heißt es: Der Verein wurde gegründet, „um in der Gemeinde Westerhever und der angrenzenden Region den Benachteiligungen dieses peripheren Raumes entgegenzuwirken, die regionale Identität zu stärken und an der Weiterentwicklung der Lebensmöglichkeiten im Ort mitzuarbeiten. Der Verein versteht sich als Ausdruck und Kristallisationspunkt des Willens zur Selbsthilfe, mit dem die Bewohner der Region aktiv an der Gestaltung und Entfaltung ihres Lebensraums teilnehmen.“

Im Vorfeld der Gründung hatte sich eine Arbeitsgruppe gebildet, die sich als erstes Vorhaben die Erstellung einer Broschüre ‚Historische Rad- und Wanderwege in Westerhever‘ vornahm. Schon dieses Angebot vor allem an die vielen touristischen Gäste in Westerhever hat eine struktur- und entwicklungspolitische Zielsetzung: Die Besucher, die hauptsächlich das Vorland mit dem fotogenen Leuchtturm und die Sandbank ansteuern, sollen dazu veranlaßt werden, zu Fuß oder mit dem Fahrrad den Ort selbst zu erkunden und kennenzulernen. Die kleine Broschüre [konnte] als ein erster, bescheidener Schritt auf eine Veränderung der Entwicklungstendenz im Ort hin [verstanden werden]: Der massive, nach wie vor steigende Tagestourismus in Westerhever - an Spitzentagen inzwischen bis zu 1000 Autos pro Tag in der kleinen Gemeinde mit nur einem begrenzten Parkplatz - muß langfristig behutsam ‚umgelenkt‘ werden, so daß der zunehmende ‚Wildwuchs‘ eingedämmt werden kann und die Besucher auch mehr von dem Dorf selbst, seinen geschichtlichen und landschaftlichen Besonderheiten wahrnehmen.

Die Broschüre wurde ein großer Erfolg, und inzwischen erwägen andere Gemeinden in Eiderstedt, ähnliche Angebote auszuarbeiten. Bestätigung und Zuspruch haben den

Verein >Leben in Westerhever< ermutigt, mit der Ausstellung ein erheblich größeres Projekt in Angriff zu nehmen.“⁵

Der Plan zu einer lokal ansetzenden, aber auch grundsätzliche Fragen der dörflichen Entwicklung aufgreifenden Ausstellung war schon im Vorfeld der Vereinsgründung informell besprochen worden. Der Vorstand beauftragte mich als Vereinsvorsitzenden bereits im Herbst 1990, das Projekt weiter auszuarbeiten und die Chancen zu erkunden, es auch zu verwirklichen.

In einem der ersten Konzeptpapiere hieß es: „Der vorgesehene Titel der Ausstellung - Westerhever - ein Dorf am Meer. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft - deutet bereits an, daß nicht eine der üblichen regionalhistorischen Präsentationen nach dem Leitmotiv ‚Blick in die Geschichte eines Ortes‘ geplant ist. Zwar wird die Aufarbeitung und Darstellung wichtiger Elemente der Lokalgeschichte die Grundlage für die gesamte Ausstellung bilden. Aber die Fragestellungen für diese Geschichtsarbeit bestimmen sich unmißverständlich aus gegenwärtigen Problemlagen der Gemeinde und der Region, und das heißt ja auch: sie zielen auf die Entwicklungsmöglichkeiten für eine nähere und fernere Zukunft. Die Ausstellung soll also zum einen die Vorgeschichte gegenwärtiger Problemlagen sichtbar machen, zum anderen Fragen und Überlegungen darüber provozieren, wie es von heute aus weitergehen kann und soll. Das thematische und didaktische Konzept der Ausstellung muß dieser doppelten Zielsetzung entsprechen. Für die Präsentation historischer Entwicklungen gibt es inzwischen, auch im Rahmen von Regional- und Heimatmuseen, avancierte, wissenschaftlich durchgearbeitete Modelle. Für die Aufbereitung von konkreten Perspektivfragen existieren dagegen kaum erprobte, hinreichend diskutierte Ausstellungsentwürfe.“

Die lokal ansetzende Ausstellung in Westerhever könnte hier also - mit den bescheidenen, zu Gebote stehenden Mitteln - auch Präsentationsformen erproben, die von überregionalem Interesse sein dürften.

Aber nicht nur in geschichts- und ausstellungsdidaktischer Hinsicht soll die Ausstellung auch ein überregionales Publikum ansprechen. Für Westerhever bedeutet inzwischen - wie für viele Orte in ‚peripheren Regionen‘ mit ökologisch und touristisch bedeutenden ‚landschaftlichen Qualitäten‘ - der Fremdenverkehr ein wesentliches, hochproblematisches Entwicklungspotential. Speziell ein Tagestourismus, der dem Ort selbst kaum zugutekommt, stellt eine ambivalente Herausforderung der früher abgelegenen, ganz und gar von der Landwirtschaft geprägten Gemeinde dar. Die Ausstellung zielt nun nicht zuletzt auf eben dieses touristische Publikum, das für gewöhnlich vom Ort so gut wie nichts wahrnimmt. Damit bekommt die Ausstellung im Hinblick auf die außerordentlich wichtige Perspektivfrage ‚Wohin kann und soll sich der Fremdenverkehr entwickeln?‘ eine Doppelfunktion: Zum einen wird diese für den Ort und die Region schwierige Frage in verschiedenen Sachkomplexen zu einem

Thema der Ausstellung. Zum anderen soll das Ausstellungsangebot als ganzes bereits auf eine zur Debatte stehende Umorientierung vor allem des Tagestourismus mit hinwirken, nämlich die Gäste zum Aufenthalt im Ort und zum Interesse an ihm zu veranlassen. Dafür ist selbstverständlich eine gezielte Informations- und Organisationsarbeit erforderlich.

Am Komplex ‚Tourismus‘ wird deutlich, was für die Ziele und Aufgaben der Ausstellung insgesamt gilt: Sie führt die Geschichte und die Entwicklungsmöglichkeiten des Ortes ausschnitthaft vor Augen, macht sie zum Thema der Präsentation von Material, und zugleich ist die Ausstellung ein Bestandteil der lokalen Entwicklungsarbeit. Das Ausstellungsprojekt nimmt denn auch eine wichtige Stelle im Prozeß einer ‚vernetzten‘ Dorfentwicklungsplanung ein . . .

Thematisch enthält der Ausstellungsentwurf eine Reihe von Arrangements zu den wichtigsten Problemkreisen der Dorfentwicklung: soziales und kulturelles Leben, Landwirtschaft, Fremdenverkehr, Landschaft und Siedlungsformen, Ökologie. Diese thematischen Kreise überschneiden sich in der Organisation der Ausstellung vielfach, wie es den realen Verhältnissen entspricht. Gleichwohl muß mit den Arrangements immer wieder auch verdeutlicht werden, daß die dargestellten Bereiche nur Ausschnitte sein können, daß viele Wirklichkeitssektoren schlicht fehlen - etwa die Komplexe Jagd oder Flurbereinigung, Energieversorgung oder Abfallbeseitigung, regionale Selbstverwaltung und politische Strukturen, Kirche oder Vereinswesen. Und für die immer und überall wirksamen überregionalen Zusammenhänge können ebenfalls nur einige Hinweise gegeben werden, insbesondere über das didaktische Prinzip, das Bruchstückhafte der präsentierten Materialien sichtbar zu machen.

Diese konzeptionelle Arbeit mit Lücken, Brüchen, äußerst konzentrierten Hinweisen soll zudem ermöglichen, nach der Übertragbarkeit der lokal ausgerichteten Thematiken auf andere Ort und Regionen zu fragen. So wie in der Realität die Situation der Landwirtschaft oder des Fremdenverkehrs, der Basisversorgung oder der Bausubstanz in Westerhever mit der Lage in manchen anderen Regionen vergleichbar ist, muß auch die Ausstellung - trotz aller Konzentration auf die Besonderheiten dieses Ortes - Gedanken über die Verallgemeinerung des Gezeigten anregen.“

Schon dieses Konzeptpapier aus einer sehr frühen Phase enthält die Grundlinien des Projekts, die sich auch noch durch die nun aufgebaute Ausstellung ziehen: das Prinzip der äußersten, exemplarischen Verdichtung ausgewählter Sachverhalte der Lokalgeschichte auf an-sprechende, konzentrierte Bedeutung tragende Arrangements; die Arbeit mit Kontrasten, Brüchen und Lücken als dem Versuch, das Prozessuale in der dörflichen Entwicklung in extremer Verkürzung und Pointierung vor Augen zu führen; das Bemühen, ‚museale‘ Eindrücke zu vermeiden, indem das Vergangene immer wieder als die Vor-Geschichte des Gegenwärtigen präsentiert wird; die Öffnung

des lokalen Ansatzes auf verallgemeinerbare Probleme der Entwicklung peripherer Regionen generell und auf Beispiele aus vergleichbaren Gemeinden.

Mit solchen Überlegungen ging das Projekt von vornherein weit über das hinaus, was in der Regel auf dörflicher Ebene mit der Präsentation lokalgeschichtlicher Sammlungen angestrebt wird. Wenn ein sehr kleiner Dorfverein eine derart ambitionöse Ausstellung plant, muß man sich Unterstützung ‚von außen‘ holen, und zwar nicht nur finanzielle und praktische Hilfe, sondern auch Rat, Anregungen und Kritik für das Konzept wie für die Umsetzung. An dem Ausstellungsvorhaben läßt sich geradezu bilderbuchartig verdeutlichen, wie die Mobilisierung ‚endogener Potentiale‘ in kleinen Gemeinden sich mit der Ausnutzung ‚exogener Kräfte‘ verbinden muß, wenn man innovative Projekte auf den Weg bringen will: Plan und Trägerschaft waren im Dorf verankert, wenn auch viel an mir als einem Zugezogenen, an meinen Kontakten und Arbeitsmöglichkeiten hing. Für die Umsetzung des Plans wurden beratende Fachleute von weither gewonnen, Finanzierungen auf vielen politischen Ebenen einbezogen und Förderer in ganz unterschiedlichen Wirtschaftsbereichen überzeugt.

Es wurde ein wissenschaftlicher Beirat gebildet. Ihm gehörten an: Prof. Dr. Silke Götsch (Univ. Kiel/Freiburg); Dr. Bärbel Hedinger (Altonaer Museum, Hamburg); Prof. Gernot Krankenhagen (Museum der Arbeit, Hamburg); Dr. Burkhard Lauterbach (Inst. für deutsche und vergl. Volkskunde, Univ. München); Dr. Nis R. Nissen (Dithmarscher Landesmuseum, Meldorf). Der Beirat hat während der Ausstellungsvorbereitung mehrfach in Westerhever getagt und wichtige Hinweise, Ratschläge, Kritikpunkte und konkrete Hilfen eingebracht. Außerdem fanden Einzelgespräche mit Beiratsmitgliedern zu besonderen Fragen statt.

Gleich im Herbst 1990 wurde das Vorhaben mit dem zuständigen Arbeitsamt Heide, mit dem Kultus- und dem Wirtschaftsministerium sowie der Kreisverwaltung beraten und den Gemeindevertretern vorgestellt. Es erschien damals noch möglich, eine große AB-Maßnahme und eine Förderung durch Landesregierung und Kreis zu beantragen. Ende 1990 waren dann alle Anträge auf dem Weg. Bewilligt wurde schließlich ein Volumen von rund 850.000,- DM an Personalmitteln (insgesamt siebeneinhalb Stellen für zwei Jahre: zwei Wissenschaftler, eine Verwaltungskraft und fünf Handwerker) und ca. 150.000,- DM an Sachmitteln, wobei der Verein aus eigener Kraft davon rund 20.000,- DM aufzubringen bzw. einzuwerben hatte. Die eigentlichen Ausstellungskosten, wie sie bei einer Durchführung in einem Museum in etwa entstünden, waren also für ein Vorhaben dieser Größenordnung ziemlich niedrig.

Die Energie und Beschleunigung, mit der der Verein das Projekt vorantrieb, erwies sich als richtig: Kaum ein halbes Jahr später wäre vom Arbeitsamt keine Bewilligung mehr zu erhalten gewesen, weil die finanzpolitischen Voraussetzungen sich radikal geändert hatten. So aber konnte die Vorbereitungsarbeit am 1. Juli 1991 beginnen. Sie war definitiv befristet bis zum 30.6.1993.

Konzept zum ersten: Ausschnitte, Brüche, Kontraste

Bereits im Sommer 1990 hatten sich die ersten Gedanken zur Ausstellung kristallisiert. Damals war noch vorgesehen, die Ausstellung auf eine touristische Saison in Westerhever (Juni bis September) zu befristen. Diese Absicht erledigte sich aber bald, als das finanzielle Volumen und der praktische Aufwand für das Vorhaben sich genauer abzeichneten.

Die ersten Skizzen zur Gesamthematik und zu einzelnen Themenbereichen enthielten noch viele konzeptionelle und didaktische Elemente, die schon nach den ersten informellen Gesprächen mit Museums- und Ausstellungsfachleuten mehr und mehr ‚unrealistisch‘ erschienen, sprich: für einen kleinen Trägerverein in der äußersten Provinz eine organisatorische und finanzielle Überforderung bedeutet hätten.

Ich möchte hier dennoch einiges aus den frühen Überlegungen exemplarisch erwähnen, um daran zu verdeutlichen, wie die zentrale Funktion für die Ausstellung - ein Forum und einen Anstoß für Debatten über die Dorfentwicklung zu bilden - das Konzept von Anfang an prägte. Ein wesentliches Mittel, um Nachdenken, Meinungsbildung und Austausch bei den Besuchern anzuregen, sollte nach diesen ersten Entwürfen darin bestehen, durch verschiedene Mittel (Schrifttafeln, Handzettel, ‚Benutzung‘ der Exponate usw.) die Besucher mit direkten Fragen zu konfrontieren und zu Rückmeldungen aufzufordern. Auch für diese Rückmeldungen war an unterschiedliche Medien und Verfahren gedacht.

Gaststube und Dorfladen (Höker) standen seit je als unumstößliche Bestandteile der Ausstellung fest. An ihnen lassen sich die konzeptuellen Etappen und die Realisierungsschritte gut vorführen. Im ersten Konzeptpapier zum thematischen Aufbau der Ausstellung heißt es:

„Gaststube

In den Schankwirtschaften Eiderstedts herrschte noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts eine strenge soziale Hierarchie: die großen Haubarg-Besitzer hatten ihren Tisch, die kleineren Bauern ihren, die Kätner und Landarbeiter - wenn sie überhaupt in die gleiche Wirtschaft gehen durften - ihren im Abseits. ‚Fremde‘ als Gäste gab es bis in die sechziger Jahre kaum.

Präsentation: Nachgestellte Schankstube ca. der Jahrhundertwende (Fliesenwand, Vertiko, Pfeifenschrank, Tische und Stühle usw.). Verdeutlichung der ‚Sitzordnung‘ und der Privilegien, u.a. Rauchen; Anschreiben). Informationen über das Angebot des Dorfkrugs (kein Essen!), über Preise in Relation zu Löhnen, Geldwert usw. Großfoto (Repro) an einer Wand: die Männergesellschaft in der Gaststube. Durchblick durch ‚falsche Fenster‘ auf ein farbiges Großfoto: ‚deutsche Gemütlichkeit‘ in einer modernen Gastwirtschaft. Fragemöglichkeit: Wo könnte sich eine solche neomodische Gaststube befinden? In welchem ‚Stil‘ ist sie ausgestattet, sollte sie ausgestattet sein?

Wenn möglich, sollte in der Schankstube der Verkauf von Getränken, evtl. von Suppen und Eintopf stattfinden. Bezahlung nur über eingewechseltes Geld in Preisen der Jahrhundertwende. Fragemöglichkeit am Ausgang: Haben Sie irgend jemand als Dorfbewohner erkannt?

Höker (Dorfladen)

Im gleichen Haus wie die Gastwirtschaft befand sich in Westerhever der Dorfladen, ein typischer Landhandel, wo man vom Hosenknopf bis zum Mehl, von Nägeln bis zu Petroleum nahezu alles für den täglichen Bedarf vorfand. 1976 wurde der Laden aufgegeben, weil die Bevölkerungszahl im Ort zu klein wurde, weil die Motorisierung den schnellen Einkauf in der nahen Kleinstadt ermöglichte und weil die Konkurrenz der aufkommenden Supermärkte in den ‚Zentralorten‘ keine Rentabilität mehr gewährte.

Präsentation: Einrichtung eines Dorfladens aus den zwanziger Jahren, historische Behältnisse und Verpackungen bzw. einzelne ‚Waren im alten Stil‘. Preise in Relation zu Löhnen, Geldwert usw. Anschreibe-Bücher. Große Texttafel: Waren, die das Angebot nicht enthielt (Selbstversorgung!, Bedürfnislage, Konsumgewohnheiten; Konservierung). Fragemöglichkeiten: Welche weiteren Waren, die heute im Supermarkt angeboten werden, sind vermutlich nicht vorhanden gewesen?

Stühle im Laden: Angebot zum Schwatz. Informationen über Zeitaufwand (Wege, Verweildauer) Über Lautsprecher: Mitteilungen aus dem Ort, Dorfklatzsch. Fragemöglichkeit: Wieviel Zeit verbringen Sie beim alltäglichen Einkauf in einem Laden?

Durchblick durch ‚falsche Fenster‘: Großfoto eines modernen Supermarkts (innen), hineinmontiert: schnurgerade Asphaltstraße. Fragemöglichkeit: Welche Waren würden Sie heute in einem Tante-Emma-Laden kaufen? Weshalb? Unter welchen Bedingungen?

Auch im Dorfladen sollte eine Möglichkeit zum Einkauf eines sehr beschränkten Warenangebots (Erläuterungen, Begründungen!) bestehen. Bezahlung ebenfalls mit eingetauschten Geld der Jahrhundertwende (Preise usw.).“

Die „Fragemöglichkeiten“ auch zu verwirklichen, erschien gleich beim ersten Gedankenaustausch mit Beiratsmitgliedern einerseits als unabdingbar, wenn der Anspruch eingelöst werden sollte, Impulse für eine aktive Auseinandersetzung von Einheimischen und touristischen Gästen mit dem Gezeigten auszulösen. Andererseits war offenkundig, daß eine personalintensive Betreuung der Ausstellung (etwa: engagierte Dorfbewohner als Ansprechpartner in der Ausstellung; oder: Auswertung von schriftlichen Besucherrückmeldungen) nicht machbar sein würde. Wurde zunächst noch ein Ausweg in einfacheren Kontakt- und Austauschmöglichkeiten gesucht (Führungen durch Einheimische, Diskussionsabende, Besucherbücher, Malstube u.ä.), so ver-

flüchtigten sich diese Pläne bei der weiteren Konzeptarbeit immer mehr - das kleine, entleerte Dorf würde dafür die Kräfte nicht mobilisieren können.

An den zitierten Passagen läßt sich aber auch ablesen, wie sehr scharfe Brüche und Kontraste - als ‚Herausforderung‘, sich die Modernisierungsschübe und ihre Folgewirkungen klarzumachen - von Beginn an das Ausstellungskonzept bestimmten. An diesem Prinzip der harten Schnitte und pointierten Gegenüberstellungen hat das Vorbereitungsteam für die einzelnen Themenbereiche besonders intensiv gearbeitet. Denn es mußten ja die instruktiven Punkte, die Gegenstände und Arrangements mit der höchsten ‚Verdichtung‘ gefunden werden, um auf kleinem Raum, mit bescheidenen Mitteln und mit einem ‚zumutbaren‘ Informationsangebot die wesentlichen Entwicklungssprünge anschaulich machen zu können, an deren Bewertung dann das Nachdenken, die Meinungsbildung der Besucher ansetzen sollte.

Aus dieser grundlegenden Struktur für die Ausstellung ergab sich dann auch für die konkrete Ausgestaltung der Arrangements, daß keinesfalls komplette und ‚authentische‘ historische Ensembles hergestellt werden durften. Für die alte Schulstube zum Beispiel mußten zwei oder drei Bänke ausreichen, und der vorgesehene, anschließende ‚Durchstieg‘ durch den Schulbus war mit drei oder vier Sitzen, ein paar Haltestangen und Fensterscheiben geplant. Nicht das vollständige, museale Bild war anzustreben, sondern die gegenständlich ausgelöste ‚Evokation‘, sozusagen die in wenige Exponate komprimierte Essenz der thematisierten Komplexe. Folgerichtig war auch zu vertreten, die erforderlichen Exponate notfalls nachzubauen - wie es dann bei den Schulbänken geschehen ist - oder durch ihre heutigen Varianten vertreten zu lassen (z.B. Heugabeln, Hökerwaren).

In diesen grundsätzlichen Überlegungen und dem daraus abgeleiteten Vorgehen bei der Ausstellungsvorbereitung steckt aber auch ein Stück List, wenn man so will: Wir mußten aus der Not eine Tugend machen. Daß die Ausstellungsfläche sehr begrenzt bleiben würde, stand fest; daß vor allem die Sachmittel äußerst knapp waren, ließ sich nicht verdrängen; daß die technisch-apparativen und handwerklich-gestalterischen Möglichkeiten zur äußersten Bescheidung zwangen, mußten wir akzeptieren. So manche pfiffige Idee wurde deswegen ausgesondert - insbesondere die erträumten Installationen von Video- und Computer-Arrangements -, so manche bis zuletzt angestrebte Inszenierung fiel schließlich in sich zusammen - wie z.B. der Betrieb von landwirtschaftlichen Maschinen über einen alten Elektromotor -, so manches Exponat geriet zum Schluß noch auf die Streichliste - wie der Tank eines Milchlastzugs.

Exkurs: Anspruch und Bescheidung

In den konzeptionellen Grundgedanken ist also ein Doppeltes enthalten: Auf der einen Seite der Anspruch, mit unkonventionellen Mitteln die Ausstellung zu mehr als einem ‚Kulturereignis auf dem Lande‘ werden zu lassen, nämlich zu einem Moment in der

regionalen Prespektivfindung. Und auf der anderen Seite die harte Beschränkung, die in finanzieller, personeller, technischer, gegenständlicher, gestalterischer Hinsicht gesetzt war.

Zum einen war damit eine möglichst hohe Professionalität für Konzept und Ausführung gefordert. Das erschien manchem als ein zu großer Anspruch für einen dörflichen Verein einer kleinen, abgelegenen Gemeinde. Schon zu Beginn der Vorbereitungsarbeit habe ich dazu formuliert:

„Mehrfach ist inzwischen gefragt worden, weshalb in einer so kleinen Gemeinde wie Westerhever ein derartig ambitioniertes Projekt verwirklicht wird. Man muß die Frage jedoch umkehren: Weshalb sollen interessante, anregende und anspruchsvolle kulturelle Vorhaben immer nur in den Zentren stattfinden? Weshalb soll nicht auch einmal ein extrem ‚benachteiligter‘ Ort öffentliche Förderungen für innovative Kulturarbeit in Anspruch nehmen?

In den Verlautbarungen der Politiker auf allen Ebenen wird immer wieder gefordert, es müßten Perspektiven auch für den ländlichen Raum entwickelt werden. Die ‚Europäische Kampagne für den ländlichen Raum‘ 1988/89 sollte Anstöße geben und Möglichkeiten eröffnen. In Westerhever haben Einwohner mit ihrer Vereinsarbeit und mit dem Ausstellungsvorhaben die Aufforderungen der Politiker ernstgenommen: Sie werden tätig, um die Lebensbedingungen und Zukunftschancen in ihrer Gemeinde zur Debatte zu stellen und zur Verbesserung der prekären Lage beizutragen.“⁶

Und in einem bislang ungedruckten Beitrag hatte ich später ergänzend formuliert: „Die Westküste Schleswig-Holsteins ist nicht nur wirtschaftlich eine ‚strukturschwache Region‘. Auch kulturell ist sie zweifellos ‚benachteiligt‘, trotz aller Anstrengungen der ‚armen‘ Landkreise an der Nordsee. Nicht von ungefähr hatte die Landesregierung unter Björn Engholm die politischen und ökonomischen wie die kulturellen Akzente im Osten des Landes gesetzt, mit den Verbindungen im Ostsee-Raum. Die ‚ars baltica‘ war da nur ein Element in einer großen Gesamtstrategie.

Umso erfreulicher, daß die Landesregierung den ‚Kraftakt‘ eines kleinen Vereins in einer sehr kleinen Westküsten-Gemeinde so nachhaltig unterstützt hat. Auch bei den politischen Instanzen trägt gelegentlich die unter Fachleuten längst gealterte Einsicht Früchte, daß ‚Kultur‘ gerade in den ländlichen Regionen nicht in der vorübergehenden Versammlung künstlerischer ‚Spitzenprodukte‘ in einer Kleinstadtgalerie oder in der ‚Auslagerung‘ eines Konzertes auf ‚Weltniveau‘ in eine Scheune besteht.

Wenn ‚Kultur‘ in den ländlichen Räumen mehr bewirken soll als den Kurzbesuch eines ohnehin ‚interessierten Publikums‘, dann muß sie mit dem Alltag der Bewohner etwas zu tun haben. Die Ausstellung ‚Westerhever - Ein Dorf an der Nordsee‘ zielt daher nicht darauf, touristischen und anderen Gästen eine nostalgische Rückschau auf die ach so idyllischen ländlichen Lebensweisen vergangener Zeiten zu bieten. Sie will sich in den durchaus strittigen Prozeß der Selbstverständigung und der Perspektivfindung

für das gelebte Leben einmischen - ‚Kultur‘ als ein Produktivfaktor für die Daseinsgestaltung auch auf dem sprichwörtlichen platten Land.

Gerade deshalb hat das Vorbereitungsteam der Ausstellung versucht, die aktuellen fachlichen Debatten über Geschichtsdarstellung, über neue Ausstellungskonzepte, über ‚Geschichte von unten‘, über Dorfentwicklung zu berücksichtigen. Man kann und soll sich bei alltagsgeschichtlichen Ausstellungen im ländlichen Raum nicht an experimentelle Darbietungen in den Ballungsräumen ‚anhängen‘⁷, aber man darf auch nicht an den Rezepten von gestern und vorgestern festhalten: Die finanziellen, organisatorischen und technischen Möglichkeiten etwa für Ausstellungsarbeit werden in ländlichen Regionen immer viel bescheidener als in den großen Städten sein. Aber bei der inhaltlichen Arbeit sollte man ‚auf der Höhe der Zeit‘ sein - das gilt bei der Kulturarbeit ebenso wie etwa bei der wirtschaftlichen Entwicklung. Die benachteiligten ländlichen Gebiete haben nur dann eine Chance, wenn sie ihre historisch gewachsene Eigenart erkennen und weiterentwickeln, aber dies unter Zuhilfenahme auch neuer und unkonventioneller Überlegungen.

Die Planung der Ausstellung schloß daher bewußt an aktuelle, manchmal ganz neuartige Versuche von Ausstellungsmachern und Museumsfachleuten an. Deshalb reisten die Mitarbeiter zu einer ganzen Reihe neu gestalteter Museen und Ausstellungen⁸.

Ich erwähne diesen kultur- und strukturpolitischen Hintergrund des Projekts hier noch einmal, um nun mit allem Nachdruck auf die andere Seite der Medaille zu weisen: Bei allem Anspruch des Projekts und bei allem Selbstbewußtsein, mit dem es der Trägerverein und das Vorbereitungsteam angingen, blieb das Projekt zwangsläufig von den Einschränkungen und Bescheidungen definiert, die dem Zustand des Dorfes in einer peripheren Region entsprechen. Dieser notwendige Verzicht gegenüber Möglichkeiten, die für ambitionierte Ausstellungsarbeit in den Ballungsräumen offenstehen - vom Budget bis zum Personal, von der Technik bis zum Design, von der Öffentlichkeitsarbeit bis zur politischen Vermarktung - , hat aber nichts Resignatives. Er drückt vielmehr aus, ‚was dem kleinen Dorf gemäß ist, wo vielleicht nicht ‚schlechtere Ideen‘ als in den Zentren gedacht werden, wohl aber die ‚Größenordnungen‘ andere sind.

In der fertigen Ausstellung findet das zum Beispiel seinen Ausdruck beim Design: Nicht nur der begrenzten Mittel wegen stand von vornherein fest, daß die Gestaltung nicht von jenen durchindustrialisierten Standards bestimmt werden sollte, die heute zur scheinbar selbstverständlichen Norm schon in kleinen Museen und für kurzfristige Präsentationen etwa der Banken- und Versicherungsfoyers geworden sind - jene Modul-Systeme aus Chrom, Kunststoff und Glas, jene kostspieligen Beleuchtungs-Baukästen, jene makellosen Plotterschriften und Siebdrucke, die dezent, gefällig und praktisch zu jedem Thema und zu allen Anlässen passen.

Wir wollten und mußten stattdessen ein Gestaltungsmuster für die Ausstellung entwerfen, dessen Herstellung erstens bezahlbar war, zweitens von unserer kleinen Werkstatt selbst bearbeitet werden konnte, drittens zur Anlage der Ausstellung paßte und viertens auch den Bezug zur dörflichen Umwelt spüren ließ. Deshalb entschieden wir uns früh für die ‚einfachen Materialien‘, die z.B. auch der regionale Baumarkt anbot - heimisches, wenig ‚veredeltes‘ Holz, Bauplatten, Schwarzeisen; auch Sackleinen und Maschendraht waren lange im Gespräch. Erst für den Aufbau in Molfsee kam dann in größerem Umfang Verbundglas hinzu, der unabdingbaren Objektsicherung wegen. Das prägende Modulsystem - Sperrholzplatten in einer senkrechten Rahmung aus Fichten-Halbrundhölzern und mit Füßen aus groben Eisenwinkeln - wirkt gewiß ziemlich derb und verstößt gegen viele Regeln der vorherrschenden Ausstellungs-Ästhetik. Aber wir wollten nie den ‚Eigenbau‘ verdecken, der im Rahmen unserer Möglichkeiten einzig machbar war. Außerdem ließ sich unser Modulsystem leicht sowohl für großflächige Ausstellungstafeln wie für jene Boxen und Kästen verwenden, in denen die verdichteten Innenraum-Arrangements gezeigt werden sollten.

Konzept zum zweiten: Der Blick anderswohin

Zu den zentralen Grundideen des Ausstellungsvorhabens gehörte es von der ersten Stunde an, daß der Ansatz bei der lokalen Problematik und Entwicklungsgeschichte zugleich das Allgemeine, Überregionale in den Fragestellungen nicht ausgrenzen sollte und daß die Präsentation nicht beim gegenwärtigen Stand haltmachen durfte, sondern Ausblicke auf zukünftige Chancen und Gefahren anbieten sollte.

Überall in Europa gibt es in peripheren Regionen aktuelle Entwicklungen, die mit denen in Westerhever vergleichbar sind: Entleerung, Funktions- und Substanzverlust der Dörfer; ein problematisches touristisches Interesse für die benachteiligten, scheinbar noch idyllischen ländlichen Gegenden; Zerfall der lange prägenden, bäuerlichen Besitz- und Bewirtschaftungsstrukturen; Spannungen zwischen Natur- bzw. Landschaftsschutz und der Modernisierungsdynamik usw. In vielen gefährdeten Dörfern und Regionen sind aber auch Projekte und Initiativen entstanden, um den zum Teil dramatischen Verlusten und Negativbilanzen entgegenzuarbeiten. Das Vorbereitungsteam erkundete und sichtete über sechzig Projekte aus ganz Europa, die solchermaßen sowohl den Eindruck vermitteln konnten, daß „Westerhever . . . wohl ein ‚unverwechselbarer Ort‘ [ist], strukturell betrachtet aber kein Einzelfall.“⁴⁹ Es wurden schließlich 15 Initiativen, Maßnahmen und Planung ausgewählt die in der Ausstellung zum ‚Blick über den Zaun‘ anregen sollen. Was andernorts erdacht und erprobt worden ist, läßt sich nicht einfach auf Westerhever übertragen. Aber man kann Anregungen gewinnen und sich vor allem Mut machen lassen, die eigene Phantasie zu gebrauchen und alle Fördermöglichkeiten - bis hin zu den fernen EG-Töpfen - auszuschöpfen.

Die Präsentation der Projekte aus anderen europäischen Regionen bereitete beträchtliche Schwierigkeiten. Attraktives Material, das über ein paar Folder und Broschüren hinausging, war kaum zu erhalten. Es zeichnete sich ab, daß hier ein ganzer Sektor der Ausstellung von der berüchtigten ‚Flachware‘ dominiert werden und damit gegen andere, um reizvolle Objekte und Arrangements zentrierte Bereiche abfallen würde. Denn zum Beispiel mußten wir sehr früh die Idee streichen, einen aktivierenden Informations-Service über die Projekte aus anderen Regionen einzurichten. Zunächst war daran gedacht worden, den Besuchern über ein Nummernsystem auf gezielte Nachfrage hin ausführlichere Unterlagen über einzelne Projekte, die in Kurzform auf den Ausstellungstafeln vorgestellt würden, an der Kasse anzubieten. Unsere finanziellen und organisatorischen Möglichkeiten machten derlei illusorisch. Auch andere Entwürfe zur Verlebendigung und ‚gegenständlichen Ansprache‘ mußten wir streichen. Schließlich blieb die Konstruktion des ‚Labyrinths der Alternativen‘ übrig, das zwar ganz auf den Text-Informationen beruht und deshalb nur punktuell auf interessiertes Nach-Lesen rechnen kann, das aber durch seine Konstruktion - einschließlich überraschender ‚Spiegelungen‘ - und durch die wenigen illustrativen Gegenstände einen Eigenwert gewinnt.

Noch schwieriger war es, Arrangements für den ‚Blick in die Zukunft‘ zu finden. Schon die ersten Skizzen enthielten den Vorsatz, diese Metapher ernst zu nehmen und Fernrohre mit Fotomontagen aufzustellen. So sollten Denk-Möglichkeiten für die lokalen Entwicklungen im Bild ‚aufleuchten‘. Das dies aber nicht genügen würde, um Gedanken zur Zukunft des Dorfes anzuregen, war klar. Ausstellungsdidaktische Modelle für die Vergegenwärtigung möglicher Chancen und Gefahren gibt es kaum. Wir waren auf eigene Versuche angewiesen. Wir entschieden uns dafür, denkbare Zukunfts-Verhältnisse als schon eingetretene zu präsentieren: die vom Roboter gemolkene Kuh, die Mautbude für Park- und Strandgebühren, die ‚Natur-Schule‘ am Wattenmeer, das Tropenbad auf der grünen Wiese, die klimabedingte Überflutung der gesamten Nordsee-Marsch und dergleichen.

Ganz zu Anfang planten wir schon, diesen Sektor - unabhängig von der definitiven Gebäudelösung - auf einer Galerie aufzubauen. ‚Von oben herab‘ sollten die Verbindungen zwischen dem Gewesenen bzw. Gegenwärtigen und dem Möglichen hergestellt werden, nicht nur durch Blicke und Aufsichten, sondern auch durch gegenständliche Verkoppelungen, z.B. Stromleitungen, Kraftfutterschläuche, Vogelmodelle und Ähnliches.

Was bei uns immer ‚die Galerie‘ hieß, mit den Abteilungen ‚Überregionale Bezüge‘ und ‚Zukünftiges‘, war planerisch und praktisch der schwierigste Teil der Ausstellung. Wir konnten eben nicht von vorhandenen, ‚anmutenden‘ Objekten ausgehen und mußten gerade hier für die Präsentation unsere bescheidenen Arbeitsbedingungen

veranschlagen. Beispielsweise reizvolle Video- oder Computer-Arrangements waren völlig ausgeschlossen.

Ausgerechnet dieser Teil hat durch dem Umzug nach Molfsee die empfindlichsten Reduktionen erfahren. Wir sind dankbar dafür, daß wir überhaupt den Kornboden des Barghauses nutzen dürfen. Die Fläche ist jedoch viel kleiner, als sie je vorgesehen war. Ganze komplette Arrangements mußten weggelassen werden, und die aufgestellten mußten wir extrem zusammendrängen. Ihre Anordnung und damit die thematische Wegführung, die Verknüpfungen ließen sich nicht wie vorgesehen umsetzen. Die Bezüge zum Erdgeschoß sind so gut wie ganz gekappt. Wir sind uns dessen bewußt, daß hier nur ein Rudiment selbst der eingeschränkten Darstellungen vorzufinden ist, die wir vorbereitet hatten.

Konzept zum dritten: Neue Planung für die fertige Ausstellung

Der Vereinsvorstand entschied sich sehr rasch, das Angebot des Freilichtmuseums anzunehmen, mit der Ausstellung ins Gulfhaus aus Arentsee einzuziehen. Eine machbare Alternative in der Region Eiderstedt gab es nicht, nachdem das Haubarg-Projekt verhindert worden war. Und die Ausstellung ‚einzumotten‘, wie es die Projekt-Gegner als einfache Lösung hingestellt hatten, kam gar nicht in Frage. Finanziell und praktisch wäre eine Aufstellung Jahre später überhaupt nicht zu verwirklichen gewesen, ganz abgesehen von den Verpflichtungen und Verbindlichkeiten, die der Trägerverein mit der durchgeführten Vorbereitung auf sich genommen hatte. Und auch konzeptionell wäre die Ausstellung an einigen Punkten schlicht veraltet, hätte zu einem späteren Zeitpunkt neu durchgearbeitet werden müssen.

Die Vereinbarung mit dem Freilichtmuseum war daher einerseits ein Glücksfall. Die Ausstellung kann einem großen Publikum gezeigt werden, und zwar an einem Ort, der ganz der Geschichte der ländlichen Regionen gewidmet ist. So stand denn auch in den Erläuterungen zum Umzug: „Die Ausstellung in einem historischen Gebäude des Freilichtmuseums zu zeigen, bedeutet auch insofern einen sinnfälligen Beitrag zu den Aktivitäten des Museums, als die museale Arbeit ja gerade bei den ‚Resultaten‘ des thematisierten Modernisierungsprozesses ansetzt - nämlich dem Verschwinden einer traditionellen, bäuerlich-handwerklichen Kultur und Lebensweise. Die Ausstellung präsentiert also gewissermaßen punktuell und stellvertretend die dörfliche Geschichte nach der historischen Stufe, die im Freilichtmuseum dokumentiert ist.

Damit erhalten die Besucher die Gelegenheit, anhand des Fallbeispiels Westerhever darüber nachzudenken, weshalb die alte ländliche Existenzform verschwunden ist, was das Verschwinden vieler herkömmlicher Elemente dörflichen Lebens bedeutet hat, welche aktuellen Probleme sich aus dem beschleunigten Wandel ergeben haben und welche Chancen und Gefahren die weitere Entwicklung enthält.

Damit leistet die Ausstellung einen sinnfälligen Beitrag zu der sehr aktuellen Debatte um die Entwicklungen in den peripheren Regionen, die ja einen so hohen Anteil des Flächenlandes Schleswig-Holstein ausmachen.“

Andererseits bedeutete jedoch die Verlagerung nach Molfsee nicht nur für das Freilichtmuseum eine empfindliche Einschränkung - ein wichtiges historisches Gebäude wurde ja zu großen Teilen umfunktioniert und für einige Zeit mit seinen Innenräumen ein Stück weit aus dem Gesamtangebot des Museums herausgenommen. Zudem waren erhebliche Umbauten erforderlich (Fußböden, Treppe, Beleuchtung). Aber für die fast fertige Ausstellung selbst waren die unumgänglichen Änderungen massiv und einschneidend, Sie gingen de facto an die Substanz. Die zur Verfügung stehende Fläche war um ein Drittel kleiner als die planerisch zugrundegelegte. Das Gerüst des Barghauses, bis hin zur kleinteiligen Boxen-Anordnung in den Ställen, zwang zu einer völlig neuen Anordnung und Wegführung. Die organisatorischen Gegebenheiten (z.B. Bewachung und Betreuung) macht ganz neue planerische und konstruktive Überlegungen notwendig.

Tatsächlich ist die Ausstellung in thematischen Details, in ihrer inneren Organisation und in ihrer Gestaltung für Molfsee tiefgreifend neu durchgearbeitet worden - nachdem sie für das vorgesehene Haubarg-Gebäude schon weitgehend fertiggestellt war. Einige thematische Komplexe mußten ganz weggelassen werden, so das für Westerhever sehr wichtige Thema ‚Wege zum Dorf und im Dorf‘. Es sollte einmal die strukturelle Mittelachse der Ausstellung bilden.

Andere Bereiche ließen sich nur halten, wenn sie räumlich radikal beschnitten und um aussagekräftige Elemente reduziert wurden. Zum Beispiel sollte der Schulbus - immer als provokativer Kontrast zur alten Schulstube vorgesehen - eigentlich eine Ton-Dia-Projektion enthalten, als eine von den Sitzen aus anschauliche ‚Fahrt durch die Geschichte Westerhevers‘. Vom begehbaren Bus sind keine anderthalb Quadratmeter, versehen mit zwei Türen, einer Sitzbank und einer kleinen Texttafel, übriggeblieben. Der große, wesentliche Komplex ‚Nordsee‘ mit mehreren Themenfeldern mußte in die Boxen des Kuhstalls eingepaßt werden. Damit fiel nur nicht das strukturierende Element der grünen ‚Deichwand‘ weg, die einmal die Grenze zwischen binnendeichs und außendeichs markieren sollte und eine räumliche Einheit zu bilden erlaubt hätte. Auch die Übergänge zwischen den Einzelthemen - vom Meer als ‚Naturgewalt‘ und das Meer als ‚Ressourcengeber‘ und als ‚touristisches Potential‘ bis zum Meer als ‚Umwelt‘ im ökologischen Sinn - mußten ins additive Nebeneinander umorganisiert werden. Nur wenige Bestandteile des fertiggestellten Ausstellungsaufbaus konnten unverändert übernommen werden, wie die ‚Guckkästen‘ der Arme Leute-Stube und der Großbauern-Stube, der Schmiede, wie auch die kleineren Teile etwa im Tourismus-Bereich. Aber auch sie waren neu zu placieren, so daß vorgesehene Bezüge wegfielen. Z.B. sollten die beiden Stuben so nebeneinander stehen, daß zwischen ihnen das

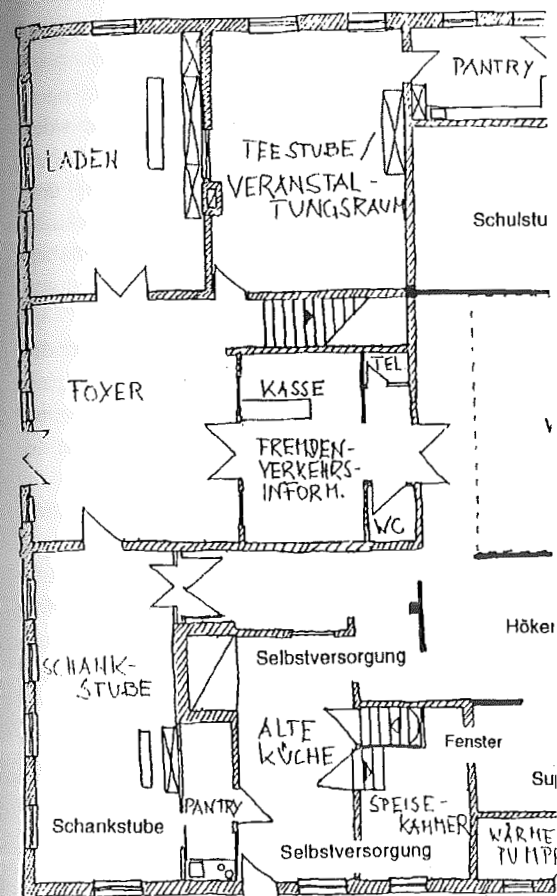
Arrangement ‚Grabenklein‘ angeordnet war - mit dem sinnfälligen Hinweis „Früher lag zwischen arm und reich ein tiefer Graben“. Dieser Verweis-Zusammenhang mußte aufgelöst werden.

Am schmerzhaftesten waren jedoch die unumgänglichen Kompromisse in denjenigen Sektoren, die als ein potentiell ‚belebter‘ Teil der Ausstellung gedacht waren. Wie die oben zitierten, frühen Überlegungen zu erkennen geben, sollte zumindest in Dorfladen (Höker) und historischer Schankstube das Publikum in begrenztem Umfang einkaufen bzw. einkehren können. Ob und wie sich das hätte verwirklichen lassen, blieb ganz von den organisatorischen und personellen Möglichkeiten bestimmt, nicht zuletzt auch von der Gebäudelösung.

Als der Wiederaufbau des Haubargs Barneckemoor möglich und wahrscheinlich schien, planten wir für dieses Gebäude eine Variante der ‚belebten Ausstellung‘: Der Höker sollte eine Verdoppelung erfahren, mit einem ebenfalls historisch eingerichteten Dorfladen außerhalb der eigentlichen Ausstellung, aber innerhalb des Gebäudes, in einer klassischen Konstellation, an der einen Seite der Eingansdiele. Dieser Laden, mit einem ‚modernem Warenangebot‘ für die touristischen Gäste und auch die Einheimischen, hätte also die personell nicht machbare Verlebendigung der Ausstellungs-Hökers übernommen.

An der anderen Seite der Diele sollte in den früheren Stuben die historische Schankwirtschaft eingerichtet werden, so daß sich die typische ländliche Situation ergeben hätte: Laden und Wirtschaft im gleichen Hause, einander gegenüberliegend. Der Schankstube nun war eine doppelte Funktion zugeordnet: Während der Öffnungszeiten der Ausstellung sollte sie deren integrativer Bestandteil sein. Nach Schließung der Ausstellung wäre sie von dieser abgekoppelt worden (anderer Zugang) und hätte eine historisch eingerichtete, allgemein zugängliche Dorfkneipe abgegeben. Technisch wäre dieses Umfunktionieren mit wenigen Handgriffen zu bewerkstelligen gewesen. Ausstellung und Service-Einrichtungen im Haubarg waren also derart geplant, daß sie - unmittelbar ineinander verzahnt - sich gegenseitig gestützt und gefördert hätten. Dieses Prinzip gehörte ja zu den innovativen Qualitäten des Projekts.

Mit dem Umzug nach Molfsee mußten aber nicht nur diese Doppelfunktionen von Schankstube und mittelbar auch Laden aufgelöst werden. Wegen der verkleinerten Ausstellungsfläche und wegen anders nicht lösbarer Sicherungsprobleme blieb uns zudem nichts anderes übrig, als Laden und Schankwirtschaft ebenfalls zu ‚Guckkästen‘ zu machen. Damit fiel auch die optimale Verschränkung, die der Haubarg für die Themenkomplexe ‚Bäuerliche Selbstversorgung - Laden - Supermarkt‘ geboten hätte, weitgehend auseinander. Die vorgesehenen Durchblicke, begehbaren Anschlüsse und Kontrastierungen mußten durch eine Reihung von abgeschlossenen Räumen bzw. Vitrinen ersetzt werden.



Ausschnitt Grundriß Haubarg Barneckemoor mit Schankstube - Selbstversorgung - Höker usw.

An diesem Beispiel läßt sich ausschnitthaft etwas von der Konzeptarbeit an der Ausstellung verdeutlichen und dann die tiefgreifende Umplanung für den Aufbau im Freilichtmuseum illustrieren. Die Abstriche und Kompromisse erwähne ich nicht, um darüber zu klagen oder gar Schwachpunkte der aufgebauten Ausstellung zu entschuldigen. Die konzeptionellen Linien und ihre faktischen ‚Korrekturen‘, Höhen und Tiefen, die Einschnitte und Umschwünge in der Projektgeschichte wenigstens anzudeuten, kann aber vielleicht manche Frage beantworten, die angesichts der fertigen Ausstellung in Molfsee aufkommt.

Vorbereitungsarbeit: „Im Ort und vor Ort und für den Ort“

Zum Kern des ganzen Vorhabens gehörte es, daß das angestellte Team der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die Ausstellung zusammen mit den Dorfbewohnern vorbereitete. Gespräche fanden schon vor Beginn der AB-Maßnahme statt, und gleich nach dem offiziellen Start suchte das Team über persönliche Kontakte wie über schriftliche Ansprachen den Austausch mit den Einwohnern, um deren Lebensraum und geschichtlicher Erfahrung es ja ging. Das Interesse und die Kooperationsbereitschaft waren zunächst fast überall, wo wir ins Gespräch kamen, erfreulich groß. Sie

stimulierten und erbrachten viel für die Substanz der Ausstellung, sowohl an Anregungen, Informationen, Dokumenten und Bildern wie an Gegenständen.

Ralf Kessenich, wissenschaftlicher Mitarbeiter, resümierte in seiner Rede nach Abschluß der Vorbereitungsarbeiten: „Die Themen haben wir im Austausch mit der Bevölkerung festgelegt. Durch gezielte Einladungen und Postwurfsendungen haben wir darum gebeten, uns zu erzählen, was wichtig und witzig, lebenswichtig und erhaltenswert und vorzeigbar ist an so einem Dorf. Das Schlagwort von der ‚Mitbestimmung‘ bei der Themenauswahl war uns Programm und Antrieb zugleich. - Alle haben sich nicht daran beteiligt. Aber die Resonanz war groß genug, um aus den Mitteilungen und Hinweisen eine schlüssige Ausstellung zu machen.

In guter Erinnerung geblieben sind mir die langen Gespräche mit Frau Kähler über die Post und eine Radtour mit Max Schmidt im strömenden Regen außendeichs. Da ging es natürlich um Strandgut und Schiffunfälle, um tosende Brandungswogen und darum, wie einer, der die Gegend wie seine Westentasche kennt, sich folgeschwer im Nebel verirrt.

Ähnlich wie die Themen, die wir um unsere Vorstellungen und Kenntnisse ergänzt haben, sind die Gegenstände für die Ausstellung zusammengetragen worden. Zugegeben, das eine oder andere haben wir kaufen müssen. Aber den Reiz der Ausstellung . . . macht gerade die persönliche Note, die den zusammengetragenen Gegenständen anhaftet, aus. Die meisten Exponate könnten mit den Namen ihrer Vorbesitzer gekennzeichnet werden und stammen aus dem Besitz von Frauen und Männern, die hier im Ort leben oder gelebt haben.“¹⁰

Die Fotos, Dokumente und Gegenstände, die uns als Schenkung oder als Leihgabe zur Verfügung gestellt worden sind, gaben mehr als einen bloßen Materialfundus ab. „Ihre individuelle Geschichte lieferte bei der Vorbereitung manchen Hinweis, regte manchen konzeptuellen Kniff an. Das führte aber nicht so weit, daß Einzelstücke, die ihre je eigene Geschichte ‚erzählen‘, das Gerüst für die Ausstellung abgeben.“¹¹

Denn wiederum konnte und sollte die Ausstellung nicht auf zufällig zusammenkommenden Objekten aufbauen. Im Unterschied besonders zu vielen dorfgeschichtlichen Sammlungen und Klein-Museen war die Beschaffung der Objekte von vornherein an einem ausgearbeiteten, thematischen Konzept ausgerichtet.“¹² Deshalb mußten eben auch manche Gegenstände gesucht und angekauft oder ausgeliehen werden.

Was nun die Präsentation der Schenkungen und Leihgaben in der Ausstellung angeht, so hat die Verlagerung nach Molfsee auch hier noch einmal zu Einschränkungen gezwungen. Mancher wird enttäuscht sein, die von ihm uns anvertrauten Sachen in den aufgebauten Arrangements nicht wiederzufinden. Die konzeptuellen Veränderungen und der reduzierte Raum sind in erster Linie dafür verantwortlich. Mit den Leihgaben und Schenkungen muß der Trägerverein ja anders umgehen als gewöhnlich ein

Museum: Sie sind eigens für die Ausstellung hergegeben worden und können nicht in einem Fundus ‚verschwinden‘.

Die über Monate hin so gute Verständigung und Kooperation mit der Dorfbewölkerung erfuhr mit dem erwähnten Konflikt um den Haubarg eine jähe Zäsur: Von einem Tag auf den anderen waren uns bei manchen Familien, mit denen wir z.B. schon weitere Termine vereinbart hatten, die Türen verschlossen. Auch ein ‚Tag der offenen Tür‘ in der Ausstellungswerkstatt und viele Diskussionsangebote halfen bei denen, die sich nun einmal auf die Seite der Haubarg-Gegner geschlagen hatten, nichts mehr. Bei anderen aber nahm die Untersützung für das Vorbereitungsteam eher zu.

Im Trägerverein selbst hat auch die handfeste Mitarbeit bei zwei Anlässen die positive Erfahrung verstärkt, daß selbst ein kleiner Kreis engagierter Dorfbewohner Beachtliches ‚auf die Beine stellen‘ kann. Auf dem mehrtägigen Fest im Juli 1993, mit dem der Abschluß der AB-Maßnahme begangen wurde, waren in einem großen Zelt Teile der fertigen Ausstellungskomplexe zu sehen. Sie konnten nur aufgebaut werden, weil Vereinsmitglieder einen enormen Einsatz leisteten. Die große, positive Resonanz war eine wichtige Bestätigung für den Verein. Für den Aufbau in Molfsee mußte die selbstlose Mithilfe von Dorfbewohnern noch ganz andere Dimensionen annehmen. Denn das große Handicap für die Verlagerung ins Freilichtmuseum war ja, daß die AB-Maßnahme - Basis der gesamten Vorbereitung - längst ausgelaufen war. Bei dem äußerst knappen Budget für die Präsentation in Molfsee konnten Werkverträge u.dgl. im erforderlichen Umfang nicht abgeschlossen werden. In der aufgebauten Ausstellung steckt also tatsächlich, wie es immer projiziert und erhofft war, sehr viel Mitwirkung aus dem Dorf - und auch für das Dorf, trotz des weiten Abstands nach Kiel. Umso bitterer, daß die greifbar nahe, wegweisende Wirkung des Projekts im Dorf abgeblockt worden ist.

Resümee: Zur Dialektik regionaler Kulturarbeit

Wenn man versucht, das Ausstellungsvorhaben aus jener Distanz zu sehen, die gemeinhin als Voraussetzung theoretisch-wissenschaftlicher Reflexion gilt, dann läßt sich die ‚innere Logik‘ der Unternehmung und ihre Verlaufsgeschichte auch als ein Musterbeispiel für die Dialektik regionaler Kulturarbeit verstehen. Die reale - ökonomische, soziale, kulturelle - Basis dieser Dialektik liegt in der Hierarchie, die seit Jahrhunderten des Verhältnis von Land zu Stadt, von Provinz zu Metropolen, von peripheren Räumen zu Ballungszentren bestimmt: Immer waren die ländlichen Regionen ‚beherrschte‘ Lebenswelten, einst unmittelbar durch die politische und rechtliche Macht, heute eher ‚strukturell‘ und verwaltungstechnisch. Ein beträchtlicher Anteil der neueren Debatte über Dorfentwicklung gilt völlig zu Recht den modernen Mechanismen für die Abhängigkeit, für die politische, wirtschaftliche und soziale Ohnmacht der ländlichen Gemeinden.¹³

In Mentalität und kultureller Praxis der ländlichen Bevölkerung hat sich das ‚Machtgefälle‘ seit je so ausgewirkt, daß Lebensstile und Symboliken von den höfischen bzw. dann städtischen dominanten Schichten und Fraktionen in die bäuerlichen Sphären übernommen und den ganz anderen Praktiken dort anverwandelt wurden. Für Trachten und Möbel, für Hausbau und Bildungsgut, für Vereinswesen und Wirtschaftsgrundsätze sind diese Auswirkungen kultureller Hegemonie in den traditionellen und den modernen Formen des Landlebens inzwischen genau untersucht worden. Was dem nostalgischen Blick des Stadtbürgers als authentischer Ausdruck dörflicher Daseinsformen erschien, gibt sich der forschenden Nachfrage oft als ‚Lehngut‘ aus bürgerlich-städtischen Kulturkreisen zu erkennen. Sprach man früher bei solchen Befunden vom ‚abgesunkenen Kulturgut‘, so diskutiert man heute die von Machtrelationen geprägte Struktur zwischen den gesellschaftlichen Gruppierungen und den Lebensstilen.¹⁴

Der hierarchischen Beziehung zwischen den beherrschenden Kulturformen der Ballungszentren und den abhängigen kulturellen Praktiken in den ländlichen Regionen entgeht niemand, auch nicht mit gutem Willen oder noch so viel List. Selbst dort, wo die Bevölkerung ihre ‚ureigenste‘ kulturelle Tradition bewußt gegen die Kultur der städtischen Welt pflegt und übt, entrichtet sie ihren Tribut an die Macht und Legitimität der abgelehnten Ausdrucksweisen. Bei der Vermarktung der ‚Volksmusik‘ durch die Massenmedien oder den Tourismus mag das noch leicht einsehbar sein, bei der Pflege des ‚schönen Dorfes‘ schon weniger¹⁵, und bei den heimatkundlichen Sammlungen auf dem Lande noch schwerer.

Aber auch die musealen Aktivitäten in den ländlichen Räumen sind tief durchzogen von der Dialektik kultureller Hegemonie.¹⁶ Daß wir mit dem Ausstellungsprojekt mitten in diesem Spannungsgefüge standen, war uns nicht nur deshalb klar, weil der Projektleiter und die wissenschaftlichen Mitarbeiter entweder aus den Städten stammen oder in ihnen verortet sind. Die Aufgabe, ständig zwischen den Ansprüchen von Professionalität und wissenschaftlich geschulter Reflexion einerseits und den oft gegenläufigen Ausdrucksformen ländlicher Geschichte und Lebenspraxis andererseits vermitteln zu müssen, hielt das Bewußtsein für die unaufhebbaren Spannungen wach.

Wir haben während der Arbeit immer versucht, die Normen und Techniken aus dem Ausstellungswesen der tonangebenden Ballungsräume nicht einfach in die dörfliche Sphäre zu übertragen. Einige praktische Folgerungen aus diesem Bemühen, das Besondere und denn doch Eigene des ländlichen Tätigkeitsfeldes aufzunehmen, habe ich schon erwähnt. Dennoch mußten wir es immer neu in die Standards der Konzept- und Gestaltungsarbeit ‚hinüberholen‘, die den mehr oder weniger avancierten Modellen urbaner Ausstellungspraxis entstammen. Das war nicht nur geboten, weil wir ja

auch ein touristisches Publikum ansprechen wollten, das zum guten Teil aus den Ballungsräumen anreist.

Auch aus grundsätzlichen Überlegungen konnten und wollten wir die Spannung zwischen ‚Professionalität und Fortschrittlichkeit‘ des Projekts auf der einen und den dazu quer stehenden dörflichen Lebensstilen auf der anderen Seite nicht überdecken: Eben in jenem Machtgefüge, das unaufhebbar die ‚Vorherrschaft‘ der Ballungsräume über die peripheren Regionen enthält, haben die Themen und Anliegen der benachteiligten Gebiete nur eine Chance, wenn ihre Artikulation und Darstellung den hohen, den dominanten Ansprüchen genügt. Daß die Belange der benachteiligten Gebiete bei dieser ‚Umformulierung‘ nicht deformiert werden oder gar verloren gehen, ist die schwierige Aufgabe regionaler Kulturarbeit.

Natürlich hoffen wir, daß es uns ein Stück weit geglückt ist, diese Aufgabe zu lösen. Darüber zu urteilen, steht anderen zu. Aber wir sind ein bißchen stolz darauf, daß - bei aller Kritik am einzelnen - die Rückäußerungen uns durchgehend zeigen: Ein städtisch ‚verwöhntes‘, ja ein fachmännisches und akademisch geschultes Publikum hat offenbar ebenso Gewinn von der Ausstellung wie die Besucher aus den ländlichen Regionen und dem Dorf Westerhever selbst. Das gilt für die Ausstellung, so wie sie jetzt in Molfsee aufgebaut steht, und mindestens ebenso sehr für das Begleitbuch. Für uns heißt das: Trotz aller Krisen, Widrigkeiten und übermäßigen Beanspruchungen hat sich die Arbeit am Ausstellungsprojekt gelohnt.

Anmerkungen:

- 1 Unter diesem Gesichtspunkt der Mobilisierung ‚endogener Potentiale‘ in der Dorfentwicklung habe ich auf der Tagung der GVSH ‚Strukturwandel auf dem Lande‘ am 1.10.1994 in Itzehoe über das Westerhever-Projekt referiert. Der Beitrag soll, zusammen mit den übrigen Referaten der Tagung, 1995 in einem Sammelband der GVSH erscheinen.
- 2 Westerhever - Ein Dorf an der Nordsee. Vergangenheit - Gegenwart - Zukunft. Eine Küstengemeinde Eiderstedts im Wandel des ländlichen Raums. Westerhever (Hever Verlag) 1994. ISBN 3-930691-05-1. 224 S. mit vielen Abb. DM 28,-
- 3 Ludwig Fischer: Schicksale eines Haubargs. Westerhever: Ein Modellprojekt wurde verhindert. In: Der Maueranker. Heft 3/12. Jg. Sept. 1993. S.4-14; L.F./Ralf Kessenich: Eine Ausstellung muß unziehen. Über den Verlauf eines ungewöhnlichen Projekts in Westerhever. In: Nordfriesland Nr. 105. März 1994. Band 27/1. S.17-21.
- 4 Die Landschaft Eiderstedt ist eine von vier Regionen in Schleswig-Holstein, die für das regionalpolitische Modellvorhaben einer Struktur- und Entwicklungsanalyse, wesentlich mitgetragen von der ‚Akademie für die ländlichen Räume‘, ausersuchen wurde. Die organisatorischen und personellen Konstellationen, die sich für dieses Modellvorhaben abzeichnen, lassen keine besonders innovativen Entwicklungsvorstellungen erwarten. Insbesondere ist zu befürchten, daß Projekte, die nun wirklich ‚von unten‘, aus lokalen und regionalen Initiativen heraus entstehen - wie das Westerhever-Projekt -, in Zukunft noch weniger Chancen haben werden.
- 5 Ludwig Fischer: Ein Dorf als Thema. Überein ungewöhnliches Ausstellungsprojekt in Westerhever. In: Der Maueranker. Heft 4/10. Jg., Dezember 1991. S.14-18, hier S.14.
- 6 Ebd., S.18.

- 7 Ein etwas ausführlicher dargestelltes Beispiel für solche relativ aufwendigen Experimente: Anja Benschmidt: Test eines Computerspiels auf dem Museumsschiff. In: Hans-Hermann Groppe/Frank Jürgensen (Hrsg.): Gegenstände der Fremdheit. Museale Grenzgänge. Marburg 1989. S.225-226.
- 8 Vgl. die Vorstellung eines dieser neuen, interessant gestalteten Museen: Wilm Prasse: Die Darstellung „Stadt“ im Museum am Schöllberg Osnabrück. In: Groppe/Jürgensen, Gegenstände der Fremdheit [s.vorstehende Anm.], S.177-183.
- 9 Aus der Kurzdarstellung des Projekts für die Finanzierungsanträge, Sponsorgespräche, Öffentlichkeitsarbeit.
- 10 Ralf Kessenich: Kein Haubarg - keine Ausstellung ! Festrede über eine nicht aufgebaute Ausstellung [2.7.1993]. In: Der Maueranker. 12.Jg. 1993, Heft 3. S.14-16, hier S.15.
- 11 Vgl. etwa das Konzept des Heimatmuseums Neukölln für die Ausstellung ‚Erinnerungsstücke‘ (Katalogband ‚Erinnerungsstücke‘. Hrsg. Udo Gößwald/Lutz Thamm. Berlin 1991).
- 12 Vgl. Ludwig Fischer: Eine Ausstellung wird versetzt. In: Aus dem Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum 31. Neumünster 1994. S.30-37, hier S.33.
- 13 Stellvertretend für die Vielzahl der Veröffentlichungen zu diesem Grundproblem der Dorfwentwicklung sei hier verwiesen auf: Gerhard Henkel: Für ein eigenes Leitbild des Dorfes. Zur Situation der kommunalen und lokalen Autonomie im ländlichen Raum. In: Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen (Hrsg.): Fernstudium ‚Dorfwentwicklung‘. Bd. 1 Grundlagen. Tübingen 1988. S.223-247; Gerhard Henkel (Hrsg.): Dorfbewohner und Dorfwentwicklung. Paderborn 1982 (Essener Geographische Arbeiten 2); ders. (Hrsg.): Kommunale Gebietsreform und Autonomie im ländlichen Raum. Paderborn 1986 (Essener Geographische Arbeiten 15).
- 14 Eine der wichtigsten und auch diffizilsten Theorien der gesellschaftlichen Unterschiede, ihrer Struktur und Dynamik hat der französische Soziologe Pierre Bourdieu vorgelegt. Das in unserem Zusammenhang aufschlußreichste Werk ist immer noch: Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M. 1982 (vgl. bes. die Passagen über die Lebensstile der beherrschten Schichten).
- 15 Vgl. dazu für den besonderen Aspekt der Baupflege: Ludwig Fischer: Einige unpopuläre Gedanken. Baupflege auf dem Lande - und die Maßstäbe kommen aus der Stadt ? In: Der Maueranker. 10.Jg. 1991, Heft 1, S.4-17.
- 16 Ausführlich dazu: Ludwig Fischer: Rettung der Provinz ins Museum? Vorläufige Notizen zur Arbeit an der Geschichte in der Provinz. In: Mitteilungen und Materialien Arbeitsgruppe Pädagogisches Museum Berlin e.V. Nr.33 Berlin 1990. S.123-146.

Die Gesellschaft für Volkskunde berichtet

Herbsttagung 1994 der Gesellschaft

für Volkskunde in Schleswig-Holstein e. V.

„Strukturwandel auf dem Lande“

Forschungen und Überlegungen zur Alltagsveränderung

Vibe Pungor

Die ihrer Art erste größere Tagung der GVSH im Herbst diesen Jahres bot in den Beiträgen zum „Strukturwandel auf dem Lande“ spannende Unterhaltung, lebendige-kontroverse Diskussion, wissenschaftliche Anregung und Erkenntnis sowie neue interessante Aspekte. Es ergaben sich auch oder gerade in dem kleineren Kreise der etwa 25 Tagungsteilnehmer zu jedem der Vorträge angeregte Gespräche. Nach der Begrüßung durch den ersten Vorsitzenden der Gesellschaft, Dr. Quast, begann Doris Tillmann M.A. mit ihren Ausführungen über „Das Ende der Genossenschaftsmeierei Alt Bennebek“, die sie aus einer Teamarbeit mehrerer Volkskundler zusammentrug. Umfragen, Interviews, meist aber persönliche Gespräche mit den Dorfbewohnern hatten viele kulturelle und soziale Aspekte zur Genossenschaftsmeierei hervorgebracht. Sowohl ihre wirtschaftliche Aufgabe und Stellung als auch ihre Rolle im Alltag des Dorfes, ihren Sitz im Leben also, wie auch die offenbar geteilten Meinungen der Dorfbewohner über ihre Schließung, über ihr Verschwinden aus dem Alltagsleben mitsamt allen genannten, getragenen gesellschaftlichen Funktionen wurden anhand der Aussagen von Dorfbewohner bzw. dem Meieristenehepaar anschaulich-lebendig vorgestellt.

Der Forschungsbericht „Über Aalhausen - überall Hausen“ von Dr. Michael Simon zeigte (mit einigen Dias) die kulturelle Verwandlung eines Dorfes zum Vorstadtortsteil und die gleichzeitige Rückbesinnung der Bewohner auf einen ursprünglichen Dorfcharakter, meist abzulesen an den typischen folkloristischen „Hausverschönerungen“: Die Vorstellungen von einer „guten alten Zeit“ stehen als hölzerne Wagenräder vor dem Hauseingang. Bemerkenswert waren aus Tabellen ersichtliche Veränderungen innerhalb der Dorfbewölkerung. Zwar verbleibt die jüngere Generation hier zu einem größeren Teil im Dorf, doch kaum einer der Berufstätigen arbeitet dort. Aalhausen ist also trotz gutgemeinter Versuche, den alten ländlichen Charakter zu bewahren, die städtische Überfremdung zu vermeiden, eben doch ein „Schlaf- und Pendlerdorf geworden, dessen kulturelle Eigenart verloren ging und das statt dieser so

etwas wie die überall zu sehenden, bunt bemalten und bepflanzten Milchkanen o. ä. zur Schau stellt.

Vielleicht ist auch Prof. Dr. Fischer mit seinen ernsthaften Absichten zum Teil an derartigen ländlichen Strukturen gescheitert, die „Altes“ auf diese für wissenschaftliche und akademische eben nicht ernst zu nehmende Weise bewahren möchten. Seine Vorstellung des „Westerhever-Projekts“ und „Die Reflexionen zu den endogenen Potentialen“ waren erstaunlich: Da gibt es die Möglichkeit, mit einem großen sinnvollen und obendrein finanziell voll abgesicherten Projekt einen ganzen Haubarg als kulturelles Dorfzentrum und gleichzeitig als vernünftige Touristenattraktion in Westerhever einzurichten, mit Teestube, Laden, Fremdenzimmern und Ausstellungsraum, und da sagt die Hälfte der Dorfbewölkerung „Nein, Danke!“ - Unglaublich! - Oder doch verständlich? - Das Dorf Westerhever ist, laut Darstellung Fischers, und so würde man es wohl medizinisch ausdrücken, klinisch tot: Die Häuser sind und werden an Fremde verkauft, Dorfladen, Post u.ä. verschwinden, die jüngere Generation verläßt das ‚sinkende Schiff‘. Der Tourismus droht die ganze Region in den Sommermonaten zu ersticken, Parkplätze, Hotels, Tropenbäder? Nicht nur aus volkskundlicher Sicht ein grauenhafter Gedanke. Doch scheinen es die uralten, überlieferten, hierarchischen Strukturen unter den Dorfbewohnern und gegenüber ‚Fremden‘ zu sein, die gerade ein Rettungsprojekt wie dieses zum Scheitern verurteilen, weil es ‚von oben‘ kommt, weil da ein ‚Fremder‘ ist, der die Macht und Kompetenz hat, so etwas ‚an sich ja ganz Nettes‘ tatsächlich Wirklichkeit werden zu lassen. So schade das Scheitern in diesem Fall ist, so wichtig ist es als Exempel für die Wissenschaftler selbst, die sich fragen müssen, ob ihre Vorstellung von dörflichem Leben, Dorfcharakter, ländlicher Kultur u.s.w. und ihre Methoden der Umsetzung (der Weltverbesserung?) nicht doch eigentlich in einen empfindlichen Organismus eingreifen, der keineswegs tot ist und Dorfleben, Dorfkultur heißt, aber unabhängig von äußeren Erscheinungsformen existiert? Der Dorfladen kann nicht mehr bestehen, weil alle mobil genug sind, anderswo einzukaufen, aber Beharrlichkeit, Unverständnis und Angst vor fremdbestimmter Veränderung, vielleicht vor Veränderung überhaupt sind geblieben. Vielleicht ist es den Dorfbewohnern schlicht egal, was mit ihrem Dorf geschieht, solange es ihnen gut geht (oder sie nicht merken, wie schlecht es ihnen unserer Meinung nach gehen müßte?). Vielleicht geht es ihnen viel besser als zu der Zeit, von der wir so gerne viel bewahren möchten? Mit ganz ähnlichen Fragen und Problemen, wie sie aus dieser Diskussion zum Vortrag Prof. Fischers hervorgingen, befaßt sich in der Praxis eines Planungsbüros der Volkskundler Olaf Peters M.A., der in seinem Bericht „Den Wandel gestalten!? Konzepte für den ländlichen Raum aus volkskundlicher Sicht“ die Suche nach neuen Wegen und Möglichkeiten beschrieb. Am Anfang seiner Tätigkeit stehend, gilt es nun, kulturelle Besonderheiten und Bedürfnisse zu erfassen, mit den Dorfbewohnern zu erarbeiten und einzubinden in verkehrsplanerische Projekte, oder z. B. auch erhaltende

„Dorfladen-Projekte“ in die Realität umzusetzen, ohne den wirtschaftlichen Faktor eines Planungsbüros, das von Aufträgen lebt, aus den Augen zu verlieren. Keine leichte, aber eine wichtige und interessante, vor allem aber zukunftsorientierte Aufgabe für Volkskundler, die - so waren sich die Tagungsteilnehmer einig - Schule machen sollte. Im Schlußwort wies Prof. Dr. Sike Göttisch sicher im Sinne aller auf die vielschichtigen und vielgestaltigen Anregungen hin, die diese Tagung geliefert hatte, und die zeigten, wie spannend, lebendig, gegenwartsbezogen und zukunftsweisend das Aufgabenfeld der Volkskunde sein kann und sein sollte.

Volkskundliche Streifzüge

Festschrift für Prof. Dr. Kai Detlev Sievers

Am 7.7.1994 feierte Kai Detlev Sievers, Professor am Seminar für Volkskunde der Universität Kiel, seinen 60. Geburtstag. Aus diesem Anlaß und zu Ehren seines wissenschaftlichen Werkes, das inzwischen mehr als ein Dutzend Bücher bzw. Editionen sowie an die hundert Aufsätze vor allem zur Volkskultur und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins umfaßt, ist eine Festschrift unter dem Titel „Volkskundliche Streifzüge“ erschienen. Sechzehn Autorinnen und Autoren, VolkskundlerInnen und SozialhistorikerInnen aus Norddeutschland, den neuen Bundesländern und Dänemark, haben dem Jubilar darin Beiträge gewidmet, die sich mit verschiedenen Aspekten der Volkskultur, der Sozial- und Alltagsgeschichte beschäftigen, und damit seinem breiten Interessenspektrum entsprechen. Die Aufsätze befassen sich mit Fragen der wissenschaftlichen Forschung in der Volkskunde, mit Aspekten des Museumswesens, mit populären Lese- und Erzählstoffen, Kleidung und Tracht, Handwerksgeschichte, Armenwesen, Volksfesten u.a.m. Angefügt ist außerdem ein Verzeichnis der Schriften von Kai Detlev Sievers.

Volkskundliche Streifzüge. Festschrift für Kai Detlev Sievers zum 60. Geburtstag, hg. von Silke Göttisch, Nils Hansen, Outi Tuomi-Nikula, Harm-Peer Zimmermann, Kiel: Kommissions-Verlag Walter G. Mithlauer 1994, 286 S., 16 Abb., ISBN 3-928326-05-8, DM 30,00. Die Festschrift ist im Buchhandel erhältlich und direkt bei Buchhandlung Mithlauer, Holtener Straße 116, 24105 Kiel.

Rechenschaftsbericht des Vorstandes

der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein
für den Berichtszeitraum 25.6.1993 bis 17.6.1994

Dem Vorstand gehörten während dieser Zeit an: Prof. Dr. Silke Götsch als 2. Vorsitzende, Dr. Martin Westphal als Geschäftsführer, das Amt des 1. Vorsitzenden, der 1. Vorsitzenden war unbesetzt. Weiter gehörten dem Vorstand Herr Bernd Bundtzen als Schatzmeister, und die beiden Beisitzer Frau Marion Bejchowetz-Iserhoht M.A. und Dr. Gerhard Röper an.

Die letzte Mitgliederversammlung fand am 25. Juni 1993 statt. Der Vorstand tagte im Berichtsjahr am 22. 10. 1993, am 20.12.1993, am 12.1.1994, am 25.2.1994 gemeinsam mit dem Beirat, am 15.4.1994 und am 20.5.1994. Alle Sitzungen fanden in den Museen der Stadt Rendsburg statt.

1. TOP

TOP - das Mitteilungsheft der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein blieb für die Darstellung der Gesellschaft nach außen weiterhin zentral. Aus finanziellen Überlegungen mußte sich der Vorstand leider entschließen, die Erscheinungsfrequenz von TOP auf 2 Hefte pro Jahr zu begrenzen. Anfang des Jahres erschien Heft 9; Heft 10 befindet sich im Druck und wird demnächst ausgeliefert werden. Trotz der vorgenommenen Begrenzung der Auflagenhöhe bleibt TOP das Aushängeschild der Gesellschaft und der Vorstand dankt den Mitgliedern der Redaktion sehr herzlich, daß sie sich mit so viel Einsatz der Gestaltung der einzelnen Erscheinungsnummern widmen. Ihrem Engagement und ihrem Gespür für Themen verdanken wir es, daß TOP ein lebendiges, informatives und vielseitiges Mitteilungsblatt über die Arbeit der Gesellschaft für Volkskunde und über volkskundliche Belange überhaupt ist.

2. Arbeit des Vorstandes

Die Arbeit des Vorstandes war bestimmt von der Suche nach einem/einer geeigneten Kandidaten/Kandidatin für das Amt des/der 1. Vorsitzenden. Diese Suche gestaltete sich aufgrund verschiedener Schwierigkeiten ziemlich problematisch und wir sind froh, daß sich Herr Rainer Quast nach einem eingehenden Gespräch mit dem Vorstand am 20. Mai bereitgefunden hat, für dieses Amt zu kandidieren.

3. Herbsttagung 1994

Der Vorstand hat eine Tagung mit dem Thema „Strukturwandel auf dem Lande“ vorbereitet. Das Thema geht auf einen Vorschlag des Beirates zurück.

Als ReferentInnen konnten Frau Doris Tillmann M.A. und die Herren Prof. Dr. Ludwig Fischer, Olav Peters M.A. und Dr. Michael Simon, Assistent am Volkskundlichen Seminar der Universität Münster gewonnen werden. Die Tagung wird am 1. Oktober 1994 in Itzehoe stattfinden. Einladungen werden rechtzeitig verschickt. Es wurde auch überlegt, die Tagung auf zwei Tage zu konzipieren und eine Akademie als Tagungsort zu finden, aber diese Pläne scheiterten an den dadurch entstehenden Kosten.

4. Museum für Volkskunde in Schleswig-Holstein

Weiterhin beschäftigte den Vorstand das Problem des Schleswig-Holsteinischen Museums für Volkskunde. Mit dem Ausbau des Hesterberges in Schleswig ist die Raumfrage inzwischen befriedigend gelöst worden. In einem Brief an die Kultusministerin legte der Vorstand seine Vorstellungen über den Sinn und die Möglichkeiten eines Museums für Volkskunde in Schleswig-Holstein dar und forderte eine der Bedeutung des Museums angemessene personelle und sächliche Ausstattung ein. Die Ministerin hat für den Brief gedankt und den Wunsch geäußert, daß die Gesellschaft für Volkskunde die weitere Entwicklung des Muserums kritisch begleiten möge.

5. Mitgliederentwicklung

Zum Abschluß des Berichtes einige Zahlen zur Mitgliederentwicklung: Am Stichtag 31. Mai 1993 betrug der Mitgliederstand 123, am 17. Juni 1994 hatte die Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein 145 Mitglieder.

Prof. Dr. Silke Götsch

Wir stellen vor: 1. Vorsitzender /Geschäftsführer

Auf der Mitgliederversammlung hat sich der Vorstand wieder komplettiert. Als Vorsitzender wurden Herr Rainer Quast aus Itzehoe, als Geschäftsführer Herr Jochen Storjohann aus Großbarkau gewählt.

Rainer Quast, geb. am 20.2.1948, absolvierte nach einer Internatsschulzeit das Studium der Pharmazie und Zahnmedizin in Mainz und Homburg/Saar. Als Zahnarzt und Facharzt für Kieferorthopädie hat er sich mit eigener Praxis in Itzehoe niedergelassen. Ausgestattet mit viel Zeit (weil unverheiratet) und regem Museumsinteresse hat er bereits in der Vorstandssitzung Vorstellungen, Vorschläge und Programme zur Katalogisierung und Bekanntmachung der kleineren Museen und Privatsammlungen im Lande eingebracht. Einen wichtigen Punkt seiner Arbeit sieht er darin, für die Veranstaltungen der GVSH die finanziellen Mittel einzuwerben. Dazu gehören auch Überlegungen, geeignete Sponsoren zu finden; eine Aufgabe, die in Zeiten des „knappen Geldes“ nicht einfach ist und nur durch stetes Bohren vielleicht doch noch zum Erfolg führt. Das er der Volkskunde nicht „akademisch“ verbunden ist, empfindet er nicht als Nachteil. Denn so ist es ihm möglich, unvorbelastet an Entscheidungen und Prozessen mitzuwirken. Er verkörpert sozusagen den „Rezipienten“ und nicht den „Macher“.

Jochen Storjohann ist der Volkskunde auf vielfältige Art verbunden. Er hat eine Zeitlang Volkskunde studiert, an dem Armen-Projekt am Seminar mitgewirkt, ist Museumspädagoge auf Honorarbasis am Museum in Plön und verwaltet ehrenamtlich das Archiv des Klosters Preetz - Berührungspunkte, die die volkskundliche Arbeit beeinflussen und ihn dazu bringen, auch mal „quer“ zu denken.

Er sieht seine Hauptarbeit darin, das zu tun, was die Funktion im Vorstand ausdrückt: die Geschäfte zu führen. Und zwar so, daß eine möglichst breite Kommunikation zwischen den einzelnen Elementen der GVSH stattfinden kann. Die Verbindung zwischen Vorstand und Beirat ist eine wichtige Aufgabe, um Ideen weiterzuleiten und - rein menschlich gesehen - die Motivation der Mitglieder nicht im Sande verlaufen zu lassen, die ja letztendlich Zeit und Arbeit in ihre Vorstellungen gesteckt haben. Die Mitgliederwerbung sollte verstärkt werden, um im ganzen Lande präsent zu sein, aber auch, um das finanzielle Polster der GVSH etwas zu füllen.

Aus der Arbeit des Beirats

Der Beirat hat auf einer gemeinsamen Sitzung mit dem Vorstand am 1.10.1994 die weitere inhaltliche Arbeit der GVSH diskutiert. Hier wurde über die Ausrichtung einer Tagung für das nächste Jahr, die Einrichtung einer Schriftenreihe für Tagungsbände sowie die Organisation einer Vortragsreihe, angebunden an das Kreismuseum Prinzehof in Itzehoe, gesprochen.

Auf einer Sitzung am 4.11.1994 hat der Beirat darüberhinaus weitere Schwerpunkte seiner künftigen Arbeit benannt, die dem Vorstand als Vorschläge unterbreitet wurden.

Von vorrangigem Interesse ist für uns weiterhin die berufliche Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses, dessen Lage sich durch die Verschärfung der ABM-Konditionen drastisch verschlechtert hat. Deshalb hat eine Arbeitsgruppe ein Informationspapier erstellt, das Unsicherheiten und Unstimmigkeiten bei der gebräuchlicher werdenden Vertragsform des Werkvertrages vorbeugen soll (s. den Beitrag von Doris Tillmann auf S. 32ff. in diesem Heft). Die Mitglieder des Beirats möchten nochmals darauf hinweisen, daß sie für diesbezügliche Fragen als Ansprechpartner zur Verfügung stehen.

Um über die Situation von VolkskundeabsolventInnen genauere Aussagen treffen zu können, wird eine Erhebung über deren Anzahl und Werdegang in den letzten zehn Jahren erstellt.

Als neuer Sprecher wurde Dr. Nils Hansen gewählt. Die Anschrift lautet:

Dr. Nils Hansen
Klotzstraße 11
24118 Kiel
Tel. 0431/562621 (priv.)
0431/880-3179 (dienstl.)

Frauke Rehder

Zur Problematik

volkskundlicher Arbeiten im Werkvertrag

Doris Tillmann

Die gegenwärtige politische und wirtschaftliche Lage bringt es mit sich, daß zur Zeit immer mehr VolkskundlerInnen im Rahmen von Werkverträgen für öffentliche Kultureinrichtungen tätig werden. Die Einsparungen der kommunalen und staatlichen Haushalte werden besonders auf kulturellem Gebiet als einem freiwilligen Aufgabenbereich der öffentlichen Hand spürbar. Dauerhaft hohe Personalausgaben durch Festeinstellung von Kulturwissenschaftlern werden gescheut und bis auf weiteres zurückgestellt. Gleichzeitig sind die Mittel der Bundesanstalt für Arbeit so weit gekürzt, daß ein Ausweichen auf kurzfristig beschäftigte Kräfte in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, die bisher insbesondere zeitlich begrenzte Projekte bearbeiten, oft nicht mehr möglich ist. Um derartige Vorhaben trotzdem ohne Personalmittel zu realisieren, bietet sich für die öffentlichen Arbeitgeber die Möglichkeit, entsprechende Arbeiten im Werkvertrag an freiberufliche oder nebenberuflich tätige Wissenschaftler abzugeben und sie somit als Sachmittelposten zu verbuchen.

Der Abschluß eines Werkvertrages ist nicht immer unproblematisch und gerade Berufsanfänger sind bei der Einschätzung von Arbeitsaufwand und Entgelt leicht überfordert. Oft werden von den Auftraggebern Summen für bestimmte Projekte angeboten, die zunächst hoch erscheinen, nach genauerer Betrachtung aber weit unter dem liegen, was WissenschaftlerInnen in Festanstellungen verdienen. Vielfach werden solche Verträge von VolkskundlerInnen angenommen, um Berufspraxis zu erwerben oder eine längerfristige Arbeitslosigkeit zu unterbrechen. Auch wenn es vielfache private Gründe gibt, auf solche Arbeitsbedingungen einzugehen, so besteht doch die Gefahr, daß auf diese Weise Tarife ausgehebelt werden und durch zu preiswerte freiberufliche Arbeit von WissenschaftlerInnen eine ungewollte Konkurrenz entsteht, welche die Ausschreibung fester Stellen für die Arbeitgeber überflüssig macht.

Oft werden solche schlecht dotierten Verträge auch aus Unwissenheit über die tatsächlichen Kosten und Aufwendungen der entsprechenden Arbeit abgeschlossen. Daneben ergeben sich vielfach Fragen bezüglich der Sozialversicherung, Besteuerung und Nebenkosten, so daß der Beirat der GVSH es für angebracht hält, an dieser Stelle einige Informationen und Ratschläge für den Abschluß eines derartigen Vertrages zu geben.

Das Wesen eines Werkvertrages wird im allgemeinen durch die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches geregelt. Im § 631 heißt es hier, daß der Werkvertrag den Unternehmer zur Herstellung eines versprochenen Werkes verpflichtet und den Besteller, also den Auftraggeber, zur Entrichtung einer vereinbarten Vergütung. Impliziert ist hierbei auch ein Fertigstellungstermin, der im Vertrag festgelegt ist. Freigestellt ist jedoch die Einteilung der Arbeitszeit, regelmäßige tägliche oder wöchentliche Arbeitszeiten werden nicht gefordert, soweit der Fälligkeitstermin eingehalten wird. Hierdurch unterscheidet sich ein Werkvertrag von einem Arbeitsvertrag.

Im Falle volkskundlicher Arbeiten handelt es sich bei den zu erstellenden Werken in der Hauptsache um wissenschaftliche Dokumentationen zu bestimmten Themen, Vorbereitung, Konzeptionen und Durchführung von Ausstellungen, Inventarisierungsprojekte an Museen oder ähnliche Projekte mit zeitlicher Begrenzung. Insbesondere bei der Arbeit an langfristigen Projekten, etwa bei der Inventarisierung großer Bestände, ist bisher vielfach in den Werkverträgen anstatt einer genauen Festlegung des Umfanges - also Zahl der zu inventarisierenden Objekte - eine tägliche oder wöchentliche Arbeitszeit festgelegt worden, während der die Arbeit vorgenommen werden sollte. Hiermit wird der Vertrag jedoch eher einem Arbeitsvertrag ähnlich. Vereinbarungen dieser Art sind in einem Werkvertrag durch die Bestimmungen des BGB nicht abgesichert. Bei Auftraggebern sind sie jedoch beliebt, weil sie ein Arbeitsverhältnis herstellen, das dem von Arbeitgebern und Arbeitnehmern ähnelt und nicht dem von freiberuflichen Partnern. Es bleibt den Vertragspartnern überlassen, solche Bedingungen einzugehen, man sollte jedoch bedenken, daß in der Möglichkeit der freien Arbeitszeiteinteilung ein wesentlicher Vorteil selbständiger freiberuflicher Tätigkeit liegt.

Das Hauptproblem beim Aufsetzen eines Werkvertrages ist die realistische Kalkulation des Arbeitsumfanges, um Vergütung und Fertigstellungstermin angemessen zu bestimmen. Hierfür ist es zunächst notwendig, daß im Vertrag die geforderten Leistungen exakt definiert sind, um späteren Mißverständnissen vorzubeugen. Man sollte sich mit dem Auftraggeber genau über den Umfang des entsprechenden Projektes einigen, und zwar in erster Linie orientiert an der Aufgabe und dann, daraus folgend, an dem zu erwartenden Arbeitsaufwand. Ist die Aufgabenstellung eindeutig, so muß der voraussichtliche Zeitaufwand vom Auftragnehmer eingeschätzt und daraus ein Kostenvoranschlag für die Vergütung errechnet werden. Hierfür sollten eigene Erfahrungswerte zugrunde gelegt werden oder bei Kollegen oder gegebenenfalls bei der GVSH um Einschätzungen nachgefragt werden. Kostenvorschläge, wie sie auch im Handwerk üblich sind, können laut BGB durchaus Grundlage einer Vergütungsfestlegung sein. Hierbei müssen die zu erwartenden Arbeitsstunden und ein entsprechendes Honorar angegeben werden. Der veranschlagte Stundenlohn sollte sich möglichst

an den Tarifgehältern orientieren, z. B. bei wissenschaftlichen Tätigkeiten BAT III oder BAT II a. Der Nettostundenlohn wird dann je nach Alter, Familienstand oder Berufserfahrung und Einstufung zwischen DM 20,- und 30,- liegen. Es ist jedoch den Vertragspartnern freigestellt, andere Vereinbarungen zu treffen. Rechnerisch ist es am einfachsten, einen nach Tarifgehalt ermittelten Nettostundenlohn zu Grunde zu legen und dann die zusätzlichen Aufwendungen und Kosten zu addieren. Genauso ist es möglich eine auf dem tariflichen Arbeitgeberbrutto basierende Rechnung aufzustellen, in der dann die entsprechenden „Lohnnebenkosten“ bereits enthalten sind. Eine Offenlegung der Kalkulation gegenüber dem Auftraggeber ist zu empfehlen.

Zu den Kosten, die berücksichtigt werden müssen und unbedingt in die Vergütungsberechnung aufgenommen werden sollten, gehören die Beiträge des Auftragnehmers für die Kranken- und Rentenversicherung. Sie sind bei den jeweiligen Versicherungsanstalten zu erfragen und müssen auf die zu erwartende Dauer eines Vertrages umgerechnet werden. Weitere Versicherungskosten fallen für Unfall- und Haftpflichtversicherungen an, und auch die eventuelle Beitragsentrichtung an die Berufsgenossenschaft ist einzukalkulieren. Eine Arbeitslosenversicherung entfällt während einer freiberuflichen Tätigkeit.

Weiterhin ist die Höhe der Versteuerung im voraus abzuschätzen. Die Einkommenssteuer richtet sich hierbei immer nach dem Gesamtjahreseinkommen und ist am ehesten durch einen Steuerberater zu ermitteln. Ob für eine im Werkvertrag erbrachte Leistung Mehrwertsteuer veranschlagt wird, richtet sich ebenfalls nach der Höhe der gesamten freiberuflichen Jahreseinkünfte. Ist dies der Fall, so muß sie in voller Höhe auf den Auftraggeber abgewälzt werden. Für rein wissenschaftliche Tätigkeiten wird in der Regel keine Mehrwertsteuer erhoben.

Kosten und Aufwendungen ergeben sich auch während der Tätigkeit für Materialien, Fahrten, Telefonate und sonstige Gebühren. Sie können nach Abschätzung pauschal in den Kostenvoranschlag aufgenommen werden, korrekter und risikoloser ist es jedoch, eine direkte Abrechnung über Belege zu vereinbaren. Hierbei muß im Vorwege festgehalten werden, bis zu welcher Höhe die Auftragnehmerin bzw. der Auftragnehmer Ausgaben eigenmächtig tätigen darf. Fahrt- und Reisekosten incl. Spesen und Tagegelder sollten in Anlehnung an das BAT oder an die Landesbesoldungsgrundsätze berechnet werden. Büromaterialien sind gegen Quittung abzurechnen. Bei einer freiberuflichen Tätigkeit im Werkvertrag stellt der Auftraggeber üblicherweise keinen Büroarbeitsplatz, so daß auch über Bürokosten verhandelt werden kann. Im Museums- und Ausstellungsbereich ist darauf zu achten, daß Leihgebühren sowie Objektversicherungen immer vom Auftraggeber getragen werden.

Sind auf diese Weise alle Kosten veranschlagt, so ergibt sich ein Betrag, der den VertragspartnerInnen als Grundlage für die Vergütung gelten kann. Eine Einigung hierauf ist Verhandlungssache. Ist ein Werkvertrag auf der Grundlage eines Kosten-

voranschlag abgeschlossen, so gelten die Regelungen des BGB § 650. Die Vergütung muß nicht durch eine einmalige Zahlung geregelt werden. Möglich sind auch Abschlag- oder Teilzahlungen nach der Fertigstellung bestimmter Arbeitsabschnitte. Dies ist bei umfangreichen Projekten zu empfehlen, da dadurch regelmäßige Einkünfte über längere Zeiträume gesichert werden können.

Neben den Vereinbarungen über Vergütung und Fertigstellungstermin sollte der Vertrag gegebenenfalls weitere Anspruchsabsicherungen der Partner regeln. Dies sind z. B. Regelungen über Verschwiegenheit oder Urheberrechte und insbesondere über die Mitwirkung des Auftraggebers. Der Auftraggeber kann vertraglich verpflichtet werden, gewisse Materialien und Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen, die zur Erstellung des Werkes notwendig sind. Bei größeren Institutionen sollte auch die Zusammenarbeit mit dem festangestellten Personal geregelt werden, z. B. bei Ausstellungsprojekten mit den Handwerkern des Hauses oder bei schriftlichen Dokumentationen mit dem Schreibdienst.

Sollte es trotz solcher vertraglicher Absicherungen zu Unstimmigkeiten kommen, so gelten die Regelungen des BGB § 631 - § 651. Festgelegt sind hier auch Bestimmungen zu Mängelbeseitigung, Minderung der Vergütung oder vorzeitige Vertragskündigung. Vielfach werden Werkverträge von solchen VolkskundlerInnen abgeschlossen, die bisher arbeitslos gemeldet sind und von der Bundesanstalt Leistungen in Form von Arbeitslosengeld oder Hilfe empfangen. In solchen Fällen ergibt sich die Frage, ob die Arbeit im Werkvertrag nebenberuflich erstellt werden und dabei der Status der Arbeitslosigkeit erhalten bleiben soll, oder ob für die Dauer des Werkvertrages auf die Zahlungen des Arbeitsamtes verzichtet werden kann. Grundsätzlich gilt zur Zeit die Regelung, daß die Arbeitslosigkeit zur Aufnahme einer freiberuflichen Tätigkeit bis zu einem Jahr unterbrochen werden darf, ohne daß die vorherigen Leistungsansprüche verloren gehen. Innerhalb dieses Zeitraumes kann nach einer Unterbrechung ein Wiederbewilligungsantrag des Arbeitslosengeldes oder der Arbeitslosenhilfe beantragt werden. Zu empfehlen ist diese Vorgehensweise, wenn der Werkvertrag so hoch dotiert ist, daß während seiner Dauer die Leistungen des Arbeitsamtes nicht in Anspruch genommen werden müssen. Es ist dabei auch zu bedenken, daß alle anderen Ansprüche ans Arbeitsamt während dieser Zeit ruhen, z. B. auch die Fristen, die benötigt werden, um die Berechtigung zur Vermittlung auf eine eventuelle ABM-Stelle zu erwerben.

Bei niedrigen Einkünften durch den Werkvertrag von z. B. nur einigen hundert Mark, die gegebenenfalls auch über einen längeren Zeitraum verteilt werden können, ist es angebracht, arbeitslos gemeldet zu bleiben und beim Amt einen entsprechenden Nebenerwerb anzugeben. Dieser Nebenerwerb wird allerdings mit den Leistungsbezügen der Bundesanstalt für Arbeit verrechnet. Arbeitslose dürfen wöchentlich DM 30,-

ohne Abzüge zu verdienen, alles, was darüber liegt, wird zur Hälfte von Arbeitslosengeld oder Hilfe abgezogen.

Im Einzelfall bleibt also abzuwägen, welche Vorgehensweise am günstigsten ist. Da Werkverträge immer individuell auf die gestellte Aufgabe abgestimmt sind, gibt es keine generellen Regelungen für ihre Ausgestaltung. Die hier zusammengetragenen Hinweise können lediglich eine Hilfe dabei sein. Weitergehende Fragen können eventuell durch Vorstand oder Beirat der GVSH (Ansprechpartnerin: D. Tillmann, Tel. 04341/714550) geklärt werden.

Gesuchte Anschriften

Es kommt immer wieder vor, daß Adressenänderungen der GVSH nicht mitgeteilt werden. So werden Sendungen zurückgeschickt, und das Porto ist vergeblich bezahlt. Wer die neuen Anschriften der folgenden Mitglieder kennt, möge Sie bitte der Geschäftsführung unter Tel. 04302-279 oder Fax 04302-9439 mitteilen.

Werner Hinze Semperstraße 67 22303 Hamburg	Karin Haist Maurienstraße 19 22305 Hamburg	Ulrike Steffen Wiesenweg 3 23883 Hollenbek
Heike Brümmer Roedererstraße 1 37073 Göttingen	Eeva Rantamo Zimmer 18 Düsternbrooker Weg 29 24105 Kiel	Regina Rohde Klingbergstraße 3 25832 Tönning
Iris Carstensen Steenbeker Weg 16/24 24106 Kiel	Marie-Luise Thomsen Südring 14 24357 Fleckeby	Petra Südmeyer Stadtrade 38 24113 Kiel
Claudia Volle Partenkirchener Str. 33 24146 Kiel		

Verfasserregister der bisher erschienenen Aufsätze (Vorträge) und Beiträge zu „Museen und Ausstellungen“

- „Früher war alles viel besser!“. Eine Ausstellung im Landesarchiv Schleswig-Holstein. TOP 8, S. 63-65.
- Bejschowetz-Iserhoht, Marion: „Meiereimädchen - Arbeits- und Lebensformen im 19. Jahrhundert“. Eindrücke einer Ausstellung. TOP 1, S. 39-44.
- Bejschowetz-Iserhoht, Marion: Frauenleben im Kreis Rendsburg-Eckernförde. Eine Ausstellung wird geplant. TOP 4, S. 40-42.
- Bejschowetz-Iserhoht, Marion: „Das war damals eben so ...“, TOP 8, S. 58-62.
- Böhnke, Bärbel/ Köpcke, Uwe: Das Industriemuseum Elmshorn: Ein Projekt zur Vermittlung der industriellen Lebenswelt. TOP 4, S. 42-48.
- Bruhn-Güntner, Ingeborg. Streß im Nylonland: Rückblickende Betrachtungen zur Vorbereitungszeit der Ausstellung „Eva im Nylonland. Die Lebensbedingungen der Frauen in den 50er Jahren“ im Kreismuseum Prinzeßhof Itzehoe. TOP 1, S. 45-48.
- Bünsche, Bernd: Magazinierung, Konservierung und Restaurierung von Museumsgut. TOP 4, S. 10-23.
- Damm, Renate: Die Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein stellt sich vor. I, S. 4-8
- Eikermann, Silke/Gohla, Ulrike/Harwardt, Marion u.a.: Was ist Volkskunde? Ergebnisse einer Befragung in Kiels Fußgängerzone. TOP 10, S. 30-32.
- Foitzik, Doris: „Advent, Advent, ein Kaufhaus brennt“ Weihnachtslieder der Studentenbewegung. TOP 3, S. 4-18.
- Foitzik, Doris: Von Bandreißern, Reepschlägern und Grotdeerns. Zur Eröffnung des Wedeler Heimatmuseums. TOP 1, S. 52-54
- Gase, Barbara: Dauerausstellung „Ernährung im Wandel“ im Industriemuseum Elmshorn eröffnet. TOP 5, S. 31-34.
- Gohla, Ulrike: s. Eikermann, Silke/Gohla, Ulrike/Harwardt, Marion u.a.
- Göttsch, Silke: Wilhelm Wissler. Ein plattdeutscher Märchensammler. TOP 2, S. 4-11.
- Göttsch, Silke/Sievers, Kai Detlev: Ein Museum für Volkskultur in Schleswig-Holstein. TOP 8, S. 51-54.
- Göttsch, Silke: Peter Assion †, TOP 10, S. 29
- Hansen, Nils/Jensen, Petra/Schipper, Stefan/Poppe, Ulrich: „Volkskunst“ im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum. Anmerkungen aus Volkskundler Sicht. TOP 8, S. 39-50.
- Harwardt, Marion: s. Eikermann, Silke/Gohla, Ulrike/Harwardt, Marion u.a.

- Heilmann, Isabella: Ungeklärte Eigentumsverhältnisse am Museumsgut in den Museen der ehemaligen DDR. TOP 4, S. 4-10.
- Hörtnagel, Mathias: Zur Arbeiterfußballbewegung in Elmshorn und Umgebung während der Weimarer Republik. TOP 7, S. 4-11.
- Jacobs, Elisabeth/Stadler, Ulrike: „Du bist dran! - Spielen gestern und heute.“ Ein altes Thema als Herausforderung: Die Volkskunde am Landesmuseum öffnet sich neuen Konzeptionen. TOP 7, S. 33-42.
- Jensen, Petra: s. Hansen, Nils/Jensen, Petra/Schipper, Stefan/Poppe, Ulrich.
- Kemp, Stefanie: Frauenleben im Kreis Rendsburg-Eckernförde. Ausstellung vom 28. August bis 17. September 1992. TOP 7, S. 47-51.
- Koch-Schwarzer, Leonie/Stadler, Ulrike: „Zirkus - Gaukler - Feuerschlucker“. Zur Konzeption und Situation des St. Pauli-Museums. TOP 7, S. 52-57..
- Könenkamp, Wolf-Dieter. Die Neuaufstellung der Abteilung „Industriekultur“ im Dithmarscher Landesmuseum. TOP 5, S. 4-15.
- Könenkamp, Wolf-Dieter. Museen und Volkskunde. TOP 1, S. 8-16.
- Könenkamp, Wolf-Dieter: Vortrag beim Gottorfer Gespräch vom 22. April 1994. TOP 10, S. 4-9.
- Köpcke, Uwe: s. Böhnke, Bärbel/Köpcke, Uwe.
- Krause, Imke: Elektromuseum der Schleswig AG in Rendsburg. TOP 6, S. 47-50.
- Löneke, Regina: „Eva im Nylonland“. Die Lebensbedingungen der Frauen in den 50er Jahren. Eindrücke einer Ausstellung. TOP 1, S. 48-51.
- Mehl, Heinrich: „Meiereimädchen - Arbeits- und Lebensformen im 19. Jahrhundert,, Ausstellung des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums, Volkskundliche Sammlungen, vom 1. Mai bis 1. September 1991. TOP 1, S. 34-38.
- Mehl, Heinrich: Museum für Volkskunde in Württemberg. Zu den Schausammlungen und Publikationen von Schloß Waldenbruch. TOP 3, S. 62-67.
- Mehl, Heinrich: Reiseleid und Reisefreud auf Schloß Gottorf. Zur Sammlung Pieter-Jan van Tienhoven, von der Kulturstiftung des Landes für Schleswig-Holstein erworben. TOP 5, S. 25-31.
- Mehl, Heinrich: „Kinder(t)räume“ am Kiekeberg. Eine Ausstellung zur Geschichte der Kindheit 1945-1970. TOP 8, S. 55-57
- Mehl, Heinrich: Das Museum hinter dem Knick. Notizen zu Unewatt in Angeln. TOP 9, S. 59-62.
- Mehl, Heinrich: Die volkscundlichen Sammlungen am Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum - Arbeits- und Erwerbungsbericht 1990/91. TOP 7, S. 25-32.
- Mehl, Heinrich: Landesmuseum für Volkskultur in Schleswig-Holstein. Eine erste Übersicht über Bauten und Inhalte. TOP 10, S. 35-45.
- Misgajski, Susanna: Inventarisierung am Museum mit EDV? TOP 2, S. 11-18.

- Obst, Carsten: Restaurierungsarbeiten im Textilmuseum Neumünster. TOP 6, S. 50-52.
- Ottenjann, Helmut: Volkskunde im Museum heute. Dr. Arnold Lühning - zu Ehren seines 70. Geburtstages. TOP 9, S. 4-14.
- Poppe, Ulrich: s. Hansen, Nils/Jensen, Petra/Schipper, Stefan/Poppe, Ulrich.
- Precht, Karen: „Smullen und Smuddern“. Notizen zu Mahl, Kost und Speise in Schleswig-Holstein. TOP 2, S. 36-40.
- Precht, Karen: Elektrizität kulturhistorisch aufbereitet. TOP 3, S. 50-56.
- Punger, Vibe: „Smullen und Smuddern“ - erfrischend drög. TOP 2, S. 40-45.
- Punger, Vibe: Ein märchenhafter Neuzugang. Notizen und Mutmaßungen zu Bestand und Geschichte eines Papiertheaters. TOP 5, S. 34-41.
- Schipper, Stefan: s. Hansen, Nils/Jensen, Petra/Schipper, Stefan/Poppe, Ulrich.
- Sell, Manfred: „Waschen - eine saubere Sache“. Ausstellung des Freilichtmuseums am Kiekeberg. TOP 3, S. 56-62.
- Springer, Petra: „Immer gut behütet.“ Sonderausstellung im Heimatmuseum Preetz. TOP 9, S. 56-58.
- Springer, Petra: Eintracht und Geselligkeit. Eine Dokumentation Kieler Vereinsgeschichte. TOP 8, S. 4-12.
- Stadler, Ulrike: „Hallo Museum! Es ist super hier.“ Besucherkommentare zur Sonderausstellung „Du bist dran! - Spielen gestern und heute.“ TOP 8, S. 29-38.
- Stadler, Ulrike: Das Heiligenhafener Heimatmuseum. „Terrain gewinnen durch Überzeugungsarbeit.“ TOP 9, S. 51-55.
- Stadler, Ulrike: s. Jacobs, Elisabeth/Stadler, Ulrike
- Stadler, Ulrike: s. Koch-Schwarzer, Leonie/Stadler, Ulrike.
- Storjohann, Jochen: Dithmarschen im Industriezeitalter. Ein Rundgang durch die neue Ausstellung im Dithmarscher Landesmuseum, Meldorf. TOP 10, S. 46-53.
- Tillmann, Doris: Für Frauenhände wie geschaffen. Frauenfabrikarbeit als Thema einer Kieler Ausstellung. TOP 9, S. 63-64.
- Westphal, Martin: Die teileröffneten Museen im Kulturzentrum Arsenal in Rendsburg stellen sich vor. TOP 4, S. 38-40.
- Westphal, Martin: „Du bist dran!“ - Anmerkungen zur Ausstellung im Landesmuseum Schloß Gottorf. TOP 7, S. 43-46.
- Zimmermann, Harm-Peer: „Völkischer Aufbruch“ der Heimatvereine. Die „Gleichschaltung“ der volkscundlichen Laienbewegung in Schleswig-Holstein nach dem 30. Januar 1933. TOP 6, S. 4-19.

Vortragsdienst der GVSH

Kulturhistoriker und Volkskundler in Schleswig-Holstein befassen sich mit einem breiten Spektrum von Themen auch aus der neueren und neuesten Zeit. Die GVSH faßt im folgenden eine Reihe von Vorträgen zusammen, die Wissenschaftler/innen der Gesellschaft über ihr spezielles Arbeitsgebiet halten. Interessierte Veranstalter (z.B. Vereine, Volkshochschulen, Museen, Archive) mögen sich direkt an die Referenten/innen wenden, um inhaltliche Schwerpunkte, Termin, Honorar etc. abzusprechen.

„Auf, Du junger Wandersmann!“ - Handwerkerwandern im 19. Jahrhundert.
Stefanie Hose M.A. und Holger Janssen, Sandbag 2, 24248 Mönkeberg, Tel. 0431-231862, Fax 0431-231322. Statt der sonst üblichen Dias wird der Vortrag mit Handwerkerliedern und Zitaten, gesungen und gesprochen von Holger Janssen, begleitet.

Von der höfischen Menagerie zum zoologischen Garten. Zur Geschichte der Haltung exotischer Tiere.

Bettina Paust, M.A., Dorfstraße 47, 24867 Dannewerk.

Tod und Trauerkultur im frühen 19. Jahrhundert.
Norbert Fischer, M.A., Forsmannstraße 5, 22303 Hamburg, Tel. 040-2708089.

Imaginiertes Landleben in der norddeutschen Malerei des 19. Jahrhunderts. Eine volkskundliche Untersuchung.
Uwe Claassen, Vereinsstraße 80, 20357 Hamburg, Tel. 040-4300209.

Meiereimädchen im 19. Jahrhundert.
Sie stehen uns als hübsche junge Mädchen vor Augen, adrett gekleidet und anmutig die Dracht auf der Schulter tragend - gesehen mit den Augen städtischer Künstler des 19. Jahrhunderts auf der Suche nach ländlicher Idylle. Mit der historischen Wirklichkeit hat dieses ästhetische Bild nichts zu tun: Meiereimädchen verrichteten auf den Gütern in Holstein und Schleswig härteste körperliche Arbeit, besaßen wenig persönlichen Freiraum und kaum Rechte. Der Vortrag schildert Lebens- und Arbeitsabläufe in Gutshof und Meierei und die soziale Stellung der Mädchen, er beschreibt Wohn- und Hygienebedingungen sowie die schlechte Vertrags-, Versicherungs- und Lohnsituati-

on. In Gemälden, Stichen, Zeichnungen und alten Fotos wird ein vergessener bzw. falsch gesehener Frauenberuf in unserer Region wieder lebendig.
Dr. Heinrich Mehl, c/o Landesmuseum Schleswig, Tel. 04621/813-255.

Historische Bildquellen zur Volkskultur in Schleswig-Holstein.
Historische und volkskundliche Forschung kann auf einer großen Anzahl schriftlicher Quellen in den Archiven des Landes aufbauen. Daß auch Bilder eine wichtige Quelle zur Volkskultur in Schleswig-Holsteins Vergangenheit sein können, macht in einem Dia-Vortrag der Volkskunde-Dezernent des Landesmuseums deutlich. Er stellt große Werke der bildenden Kunst wie Skizzen unbekannter Laien vor, führt in die Bilderwelt der Volkskunst, alter Karten und Pläne oder der frühen Photographie ein. Ob Inselformen der „Volkslebensmaler“ des 19. Jahrhunderts, Buchillustrationen eines Otto Speckter, historische Ansichtspostkarten oder die Grabsteine auf Schleswig-Holsteins Friedhöfen, stets fragt der Referent nach ihrer Aussagekraft: Wie authentisch, wie individuell berichten sie über vergangene Lebens- und Arbeitsformen, wie hilfreich sind sie als Beleg für Handwerk und Brauchtum, für Gerät und Kleidung unserer Vorfahren?

Dr. Heinrich Mehl, c/o Landesmuseum Schleswig, Tel. 04621/813-255.

Spielen gestern und heute.
Spiele und Spielzeug sind stets ein Spiegelbild der Zeit gewesen, sagen viel über die Gesellschaft, über Sozial- und Technikgeschichte aus. Der Vortrag bietet einen Blick in die Kulturgeschichte des Spiels, verfolgt ihre Entwicklung vom Mittelalter bis in die Gegenwart und beschreibt wichtige Motive des Spielzeugs in Deutschland und Schleswig-Holstein. Dabei wird deutlich, daß sich die Grundformen seit Jahrhunderten kaum verändert haben, Wandel hat es meist nur in Material, Ästhetik und Technik gegeben. Besondere Schwerpunkte des Vortrags sind Themen wie „Jungenspiel/Mädchenspiel“, „Kriegsspiel“, „Der Baukasten“, „Technikspielzeug“ oder „Spiele für Erwachsene“.

Dr. Heinrich Mehl, c/o Landesmuseum Schleswig, Tel. 04621/813-255.

„Ins Rollen gebracht“ - Auswirkungen der Eisenbahn auf das Leben in kleinen Städten und auf dem Land. Mit Lichtbildern.

Als die Eisenbahn kam, war sie ein Verkehrsmittel mit bisher unbekannter Leistungsfähigkeit: auf die Minute Pünktlich, schnell, vollkommen wetterunabhängig und mit gewaltiger Ladekapazität. Der Prozeß der Industrialisierung in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde durch die Eisenbahn erheblich beschleunigt. Die Auswirkungen waren für die Menschen auf dem Land genauso umwälzend wie in den großen Zentren. In dem Vortrag wird am Beispiel der Marschbahn, der heutigen Strecke Elmshorn -

Westerland, erläutert, was sich durch den Eisenbahnbau im einzelnen veränderte. Viele Entwicklungen würde man heute auf den ersten Blick nicht mehr mit der Eisenbahn in Verbindung bringen. Zeitgenössische Fotos, Postkarten, Zeitungsanzeigen und Werbung sollen auch visuell ein Bild der Eisenbahn vermitteln.

Monika Frohriep M.A., Schulkamp 18, 22609 Hamburg

Auf Anfrage vermittelt die Redaktion gern Referenten und Referentinnen für verschiedenste volkskundliche Vorträge. Anfragen bitte an: Jochen Storjohann, Barmisser Weg 3, 24245 Großbarkau, Tel.: 04302-279, Fax: 04302-9439.

Vorstand und Beirat haben auf ihrer letzten gemeinsamen Sitzung beschlossen, den Vortragsdienst breiter zu streuen. Mögliche Vorträge werden gesammelt und Informationen darüber in notwendigen Zeitabständen anderen Organisationen zugesandt. Um die Angebotspalette möglichst breit zu halten, bitten wir alle Mitglieder und Freunde der Gesellschaft, uns ihre Bereitschaft, sich an diesem Vortragsdienst zu beteiligen, mitzuteilen.

Pressespiegel

Unabdingbare Wissensbehälter

Zum Thema Völkerkundemuseum

Wenn Bremen sein „Übersee-Museum“, wenn Hamburg sein „Museum für Völkerkunde“ aufgeben würde? Das würde auf das Ambiente wirken, als wolle man gleich die Seehäfen mit zuschütten. Und wenn man in Kiel die Völkerkunde, Lehrstuhl und Museum entfernt? Geht es dem Nord-Ostsee-Kanal und dem Hafen derart perspektivlos schlecht, daß die Stadt sich vom Meer abwendet und die Auseinandersetzung mit den Fernwirkungen fruchtbringender Überseeverbindungen entbehren zu können glaubt? Eins ist klar: das Völkerkundemuseum als gerade 110 Jahre altes Instrument einer mit dem Weltverkehr notwendig gewordenen Völkerpädagogik scheint entfernbar und entbehrlich. Aber nur scheinbar!

Da sind schon die einst an einen weitreichenden Handel erinnernden „Persianischen Häuser“ in der Altstadt durch den Krieg verloren, dann wurde aus der entvölkerten, ohnmächtigen, zerbombten Stadt noch das „Thaulowmuseum – Landesmuseum der Provinz Schleswig-Holstein“ entnommen, das heute als Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum zu Schleswig bekannt ist, wenngleich es sein einst namengebender Gründer Gustav Thaulow (1817-1883) im Jahre 1875 ausdrücklich der Stadt Kiel geschenkt hatte. Das Thaulow-Museum sollte die unter dem Druck des industriellen Fortschritts dahinschwindende materielle Landeskultur erhalten. Die Mitglieder des „Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein“ folgten nach dem Tode Thaulows 1884 in ihrem Gründungsauftrag für das Kieler Völkerkundemuseum Forderungen, die Thaulow programmatisch zehn Jahre zuvor in seinen „Rathschlägen für anthropologische Untersuchungen auf Expeditionen der Marine“ von 1874 angesprochen hat-

te. Thaulow hat dann im folgenden Jahrzehnt das Verständnis für die in ihre Umwelten eingebundenen Zivilisationsformen bedrohter Naturvölker zu fördern gewußt: eben nicht als sonderliche Exoten und Primitive beliebig bereis- und sonstwie ausbeutbarer Landstriche des Globus, sondern als achtbare Menschen mit anderer Ökologie und Prägung. In dem einst von Oberbürgermeister Mölling, von Dr. Ahlmann und Konsul Sartori unterzeichneten Gründungsauftrag des „Museums für Völkerkunde in Kiel“ war das 1884 ausgesprochen: „Mit Riesenschritten dringt die Cultur überall vor, und die Naturvölker sind bereits im Aussterben oder ändern doch gänzlich ihre Sitten. Da ist es unsere heilige Pflicht, für die Wissenschaft vom Menschen mit aller Energie zu retten, was noch zu retten ist, und unsern Nachkommen zu überliefern, was sie selbst sich dann nicht mehr werden verschaffen können“.

Genau dieses Nachhalten der Wirkungen weltweiter Verbindungen ist in der Folgezeit gerade in Kiel weiter ausgebaut worden: 1913 kam das Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr mit seinem Wirtschaftsmuseum hinzu, dann 1914 das Institut für Internationales Recht, ergänzt durch das Archiv für Völkerrecht. Und nun, gerade in der Zeit, in der sich das alte Europa wieder ordnet, soll das Völkerkundemuseum bei absolut unökologischer Entfernung hinteres Schloß nach Schleswig? Solche Sammlungen gehören nicht hinter fremde Museumstempeltüren bei 100 Kilometer Pilgerweg, sondern als im Prozeß der Zivilisation unabdingbare Wissensbehälter in das Landeszentrum von Handel, Verkehr, Wissenschaft und Bildung.

Dr. C. Streckner,
Museumspädagoge,
Klettenberggürtel 54, Köln

aus: KN v. 10.11.1994

Aus Forschung und Lehre

Akademische Arbeitslosigkeit - Beispiel: Volkskunde

Nina Hennig

Die akademische Arbeitslosigkeit ist ein Problem, das noch recht neu ist, vielleicht sogar noch nicht richtig wahrgenommen, von den Betroffenen natürlich schon, aber gesamtgesellschaftlich wird es nicht geglaubt. Akademiker waren normalerweise prädestiniert für Stellen mit hoher Bezahlung, für hohe Positionen mit Ansehen in der Öffentlichkeit; ihre Berufe schienen die interessanteren zu sein.¹ Die Tendenz war eindeutig so, daß Kinder, „die es einmal besser haben sollen“ als ihre Eltern, das Gymnasium besuchten, um mit einem sich anschließenden Studium eindeutige Chancen auf einen Beruf zu haben, der nicht nur mit einem gesellschaftlichen Aufstieg, sondern zudem mit einem guten Verdienst verbunden ist. Das Tempo des technischen und sozialen Wandels macht es allerdings unmöglich, gesellschaftliche Entwicklungen vorauszusagen, an denen sich Sozialisationsbemühungen orientieren können.² Eltern sind objektiv nicht mehr in der Lage, ihren Kindern bei der Entscheidung in der Frage der Ausbildung zu helfen. Eine traditional determinierte Stabilität im Lebenslauf gibt es nicht mehr, wohingegen die Bedeutung des Unerwarteten zunimmt. Das Unerwartete - in diesem Fall die Arbeitslosigkeit - wird erwartet, gewiß nicht immer bewußt.³ Der angestrebte Beruf kann nicht mehr als Lebensberuf gelten; Mobilität und Flexibilität werden immer bedeutender⁴, und die Frage, welches Studium eine sichere berufliche Zukunft bietet, findet keine befriedigende Antwort, wenn sogar schon arbeitslose Ärzte „produziert“ werden.

In dem Artikel „Endstation Uni: immer mehr ohne Job“ der „Hamburger Morgenpost“ vom 6. Mai 1994 nahmen zwei Personen Stellung für bzw. gegen ein Hochschulstudium. Hier lauteten die Argumente für ein Studium, daß ein Industriestaat wie der unsere ohne Akademiker nicht mehr bestehen könne, die Studierenden allerdings nicht glauben dürfen, mit ihrem Abschluß einen „Freifahrtschein“ zu besitzen, sondern die Zeit des Studiums auch für Bildung „über den Tellerrand“ hinweg nutzen sollten, also z.B. für Sprach- und Computerkurse. Die Argumentation gegen ein Studium lautete: „*Natürlich: Wer sein Studienfach liebt und sich auch nach Seminarende begeistert den Kopf über den ‚Einfluß der Reformen von Cluny, Gorze und Hirsau und ihre Auswirkungen auf die frühmitteldeutsche Literatur‘ heißreden mag - nur zu! Der wird seinen Weg sicher machen. Für alle anderen gilt: Finger weg! Das krisensichere Studienfach gibt's bei ständig wechselnder Konjunkturlage nicht mehr.*

Ohnehin werden die zigtausend Diplomierten in der harten Arbeitswelt meist von erfahreneren (unstudierten) Praktikern überholt. ‚Learning by Doing‘ statt ‚Not Learning by Talking‘!“

Zum Anliegen der Berufsberatung im Arbeitsamt Kiel gehört es, jedem Ratsuchenden „das Recht auf ein ganz persönliches Lebensrisiko“ zuzugestehen. Eine Berufsberaterin meinte, sie würde sich sträuben, jemandem von einem Studium abzuraten. Allein empfehle sie, den Einstieg in das Berufsleben nicht weiter durch Aufbaustudiengänge zu verzögern und die Schwelle vor dem Arbeitsmarkt dadurch zu erhöhen.

Jedoch prophezeien die Einsparungen in den Kultusetats der Bundesländer Unheil für die Zukunftsperspektiven der akademischen Jugend, besonders für die der Geisteswissenschaften.⁵

Ist die Arbeitslosigkeit nun das unvermeidbare Schicksal nach dem bestandenen Examen, wird die vorhersehbare Zukunft realistisch von den Studierenden eingeschätzt, und entwickeln sich daraus nun gar fatalisierende Folgen, so daß z.B. die Zukunft nur noch von einer Minderheit als vielversprechend angesehen wird und optimistische Gesellschaftsentwürfe immer weniger greifen? Es ist wohl vielmehr so, daß das Nachdenken über die ungünstigen Berufsaussichten während des Studiums verdrängt wird.

Gerade in dem kleinen Fach Volkskunde könnten Rechnungen aufgestellt werden, wann sich die Lage entspannt, wann Volkskundlerinnen und Volkskundler pensioniert werden, auf deren Stellen nachgerückt wird. Mit überdurchschnittlich guten Leistungen an der Universität, absolvierten Praktika und einem praxisbezogenen Abschlußthema könnte sich ein Absolvent als versichert betrachten. So einfach ist es wohl nicht. Nach einer Untersuchung, die bereits 1984 bis 1988 durchgeführt wurde⁶, seien Universitätsabsolventen am meisten auf Arbeitslosigkeit - auch auf bleibende Arbeitslosigkeit - eingestellt und gäben ihre Zukunftserwartungen dennoch nicht auf. Dabei kann es zu so zynischen Aussagen kommen, daß es positiv sei, das Leben auch „von der Kehrseite“ kennen zu lernen⁷. Die Arbeitsmarktlage spitzt sich in dem Maße zu, wie fachliche Qualifikationen und hohe Abschlüsse, die im Selektionsverfahren um eine Arbeitsstelle eine zentrale Bedeutung haben, bereits als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Eine besondere Gefahr, die aber nicht nur auf Akademiker lauert, ist die fachliche Dequalifizierung durch die Arbeitslosigkeit, die sich folglichweise mit zunehmender Dauer vergrößert. Im Zustand der Arbeitslosigkeit sind besonders bedrückend die Schuldzuweisungen und die Vorwürfe der Fehlplanung des Studiums durch die Eltern: „Hättest Du doch etwas anderes studiert!“

Die Arbeit dient dem Erwerb des Einkommens, bedeutet Zeitverwendung, vermittelt soziale Kontakte, schafft sozialen Status und trägt zur Entwicklung der personalen Identität bei. Und nach einer Erklärung der Menschenrechte durch die Vereinten Nationen, Art.23, Abs.1 hat „*jeder das Recht auf Arbeit, auf freie Berufswahl, auf*

*angemessene und befriedigende Arbeitsbedingungen sowie auf Schutz gegen Arbeitslosigkeit*⁸.

Doch Ende September 1992 waren 1.618 Menschen mit Fachhochschul- oder Hochschulabschluß im Arbeitsamtsbezirk Kiel⁹ arbeitslos gemeldet, was einen Anteil von 9,86% von allen gemeldeten Arbeitslosen bedeutete. Das Problem ist also tatsächlich existent. Bis jetzt gibt es jedoch keine Literatur, die sich eingehend und explizit der akademischen Arbeitslosigkeit widmet. So schuf sich die Verfasserin ihr Quellenmaterial selbst, mit Fragebögen und Interviews sowie durch das Zusammentragen statistischer Unterlagen des Arbeitsamtes Kiel.

Angeregt von dem Seminar „Arbeitslosigkeit - unerwartete Phase(n) im Lebenslauf“, das im Sommersemester 1994 unter der Leitung von Prof. Ute Mohrmann am Kieler Seminar für Volkskunde stattfand, gilt das Interesse dieses Beitrages der akademischen Jugendarbeitslosigkeit im allgemeinen und den Erwartungshaltungen von Volkskundestudierenden gegenüber Studium und Beruf im Besonderen.

Fragen, warum studiert und warum gerade Volkskunde studiert wird, wie die Einzelnen zu diesem Studium gekommen sind, welche Berufs- und allgemeinen Zukunftsvorstellungen sie haben, wie sie ihre Chancen einschätzen und wie sie der potentiellen Gefahr der Arbeitslosigkeit entgehen, sollen zu beantwortet versucht werden. Besonderes Augenmerk wird auf die Auswertung der Fragebögen und auf die studentischen Interviews gelegt.

Die Fragebögen enthalten Antworten von zwölf in Kiel Studierenden, fünf Münsteranern und einem Hamburger Studenten im überwiegend fortgeschrittenen Semester.¹⁰ Das Durchschnittsalter der Befragten beträgt 26,9 Jahre¹¹ Die Durchschnittssemesterzahl beläuft sich auf 9,8 Semester.

Die Aussagen vermitteln Stimmungslagen, Haltungen und Erwartungen von in der Mehrzahl fachlich engagierten Studierenden, drücken damit einen Trend innerhalb dieser Gruppe aus und sollten deshalb Beachtung finden. Zudem geht der Beitrag davon aus, vor allem die subjektive Seite des Umgangs mit dem Studium und den Gefahren von akademischer Arbeitslosigkeit zu thematisieren.

Zur Erwartungshaltung der Studierenden - „Sein Ding finden“

Aus welchen Gründen wird nun studiert, wird ausgerechnet Volkskunde studiert?¹² Im Fragebogen gab es nur eine kleine Auswahl an möglichen Motivationen¹³. Neben Elternhaus (sechs mal) und Schule (sieben mal), die noch recht häufig genannt wurden, tauchen auch Nennungen wie „eigenes Interesse“, „Lebenserfahrung“, „Erfahrungen an der Uni“, aber auch das für dieses Fach so typische „reingerutscht“ auf. Eine eindeutige Planung, die eventuell auch schon mit dem Bild eines späteren Berufes verbunden ist, ist selten, gibt es jedoch auch:

M.: ...und hatte mir dann irgendwie überlegt, mein Interesse für Geschichte war ja in der Schule immer schon recht groß, irgendwas Praktisches mit Geschichte zu machen, allerdings nichts, was in Richtung Lehrer gehen würde, also richtig was Praktisches mit Geschichte [...], bin ich irgendwann mal nach Hagen ins Freilichtmuseum gefahren, da in die Verwaltung rein, irgendeinen gesprochen und gefragt, was man machen muß, um zu machen, was er da macht, und das war wohl eine wissenschaftliche Kraft, und der meinte, entweder Kunstgeschichte, Geschichte oder Volkskunde zu studieren, und daraufhin habe ich mich dann über die einzelnen Fächer informiert und bin dann in Münster bei der Volkskunde gelandet.

Diese Zugangsweise ist eine ungewöhnlich zielgerichtete. Doch wenn 15 von 18 Personen im Fragebogen angeben, Vorstellungen vom Berufsfeld für Volkskundler zu haben, liegt das vielleicht auch an der Auswahl der Probanden und deren Fortgeschrittenen im Studium. Als Charakteristikum für die Volkskunde bleibt herauszustellen, daß der Großteil der Hauptfächler noch nicht im ersten Semester zu solchen wird. Daran sind gewiß auch die von außen nur schwer einzuschätzenden Inhalte des Faches, das eben nicht eindeutige Berufsfeld oder auch schon der seltsame bis abschreckende Name beteiligt.

Wie sehen nun aber die Berufswünsche der befragten Studierenden aus? Im Fragebogen fand man die Antwort dazu vielleicht in der Frage, wo noch Berufschancen für die Volkskunde allgemein gesehen werden. An der Spitze stand das Museum mit 16 Nennungen, gefolgt von Forschung und Lehre und den Medien mit jeweils 15 Nennungen. Darüber hinausgehende Vorschläge wurden unterbreitet, indem auf die politischen Implikate unserer Wissenschaft aufmerksam gemacht wurde, hier im Hinblick auf die Kulturpolitik.

?: *Siehst Du irgendwo noch Chancen für die Volkskunde, wo sie heute noch nicht drinsteckt, was sie noch machen könnte?*

F.: *Ich denke, daß die Volkskunde, und da hätte sie mal eine Chance gehabt, unbedingt im Ministeriums- und Verwaltungsbereich stärker vertreten sein müßte.*

?: *Wie meinst Du das?*

F.: *Volontariate.[...] Also, weißt Du, so in alle Bereiche der Öffentlichkeitsarbeit müßten Volkskundler rein; da gibt's sicherlich noch Methoden.*

Interessante Nennungen waren auch die von der "freien Wirtschaft", von der freischaffenden oder auch "ambulanten" Volkskunde:

S.: *Ja, als Wunsch finde ich wirklich interessant, was da eine ehemalige Kommilitonin macht, daß sie im Grunde in einer Werbeagentur arbeitet, und die eben immer Aufträge haben von einzelnen Firmen oder irgendwelchen anderen Institutionen, und da werden halt unter volkskundlicher Sicht recht*

abgeschlossene Themen erarbeitet; sowas würde mir ziemlich viel Spaß machen.

Tatsächlich existiert eine Anzahl von Ideen darüber, wo Volkskundlerinnen und Volkskundler aktiv werden können, und wo sie auch wichtig wären. Scheitern kann dies alles am nicht vorhandenen Bild der Volkskunde in der Öffentlichkeit und den eingengten Vorstellungen. An dieser Stelle könnte der universitären Volkskunde auch der Vorwurf gemacht werden, nicht genug gesellschaftliche Relevanz zu beweisen, um so neue Felder für Absolventen zu entdecken.

F.: ...auf die Straße geschickt werden, und dann können sie zusehen, wie sie da über die Runden kommen, nicht, also, da stimmt irgendwas nicht. Das können sie machen, wenn wie vor zehn Jahren die Jobs nach da sind, oder die ABM-Möglichkeiten hat's gegeben.

Hier wird die Verantwortung der Dozierenden gegenüber den Studierenden angesprochen, die sich nicht in einer Lehre als Pflichtübung erschöpfen, sondern den Blick auch über das Studium hinweg auf den Arbeitsmarkt heben sollte. In diesem Zusammenhang sind auch die oft genannten Wünsche der Studierenden nach Veränderungen in der Organisation ihres Studiums zu nennen. Ihnen ging es vor allem um eine größere Praxishöhe, die auch Kontakte eröffnet, um andere Seminarformen, die Methoden der Feldforschung erproben lassen, um mehr Mitbestimmung und Mitgestaltung durch Studierende oder auch, wie es einer nannte, um „mehr Falkensteiner Resolution im Kleinen, Alltäglichen“.

Welche Erwartungen stellen die Studierenden an ihre berufliche Zukunft? Was antworten sie, wenn sie z.B. nach ihrer Einstellung zu Verdienst und Freizeit gefragt werden?

S.: Also mittlerweile spielt der [der Verdienst] doch schon eine größere Rolle, als so vor einigen Jahren noch, aber eigentlich mehr so in dem Bereich, daß ich die Sachen machen können möchte, die mich interessieren, also daß ich nicht so eingeschränkt bin, aber das muß nicht so viel Geld sein; das ist eigentlich nicht so entscheidend.

?: Und wie ist das dann mit der Arbeitszeit und Deinem Wert der Freizeit; wie bedingt sich das gegenseitig?

S.: Also, ich glaube, Zeit wäre mir wichtiger als Geld (lachen), weil ich glaube, man ist eben nicht nur so ein Arbeitstier, sondern, ja, meine Interessen, dafür bräuchte ich halt Zeit, und das würde sich ja beruflich auch teilweise überschneiden, aber ich glaube, Zeit wäre mir schon wichtig.

M.: Also für mich ist eigentlich wichtig, daß die Arbeit mir Spaß macht, und daß soviel Geld bei rumkommt, daß ich da einigermaßen von leben kann. Das muß nicht, also kein Höchstverdienst oder irgend sowas sein. Ich weiß auch nicht, ob ich mich selber - das müssen Außenstehende beurteilen - in meiner

Lebensführung als so anspruchsvoll, also, was ich so ausbebe, ich kann auch recht sparsam sein.

Die Ansprüche der Studierenden erscheinen bescheiden. Zudem stehen sie unter einem sehr hohen Druck: sieben Personen gaben an, bei Eltern und Freunden mit ihrem Studienfach nicht oder nur zum Teil auf Akzeptanz zu stoßen; vier verspürten sogar einen Legitimationszwang, drei einen leichten oder eingeschränkten. Die Frage nach der beruflichen Verwendbarkeit des Volkskundestudiums, der Vergleich mit erfolgreichen Nichtakademikern und der Verweis auf die lange Dauer des Studiums wiegen oft seitens der Eltern den Stolz auf die Erfolge und Ergebnisse der Kinder auf. Das ist die private Seite.

Auf der anderen Seite drückt der Arbeitsmarkt, der umfassende Qualifikationen voraussetzt. 16 Personen halten es für notwendig, sich während des Studiums zusätzliche Qualifikationen anzueignen und haben oftmals schon Praktika absolviert, arbeiten in volkskundlichen Vereinen mit, leisten Fachschafts- und andere studentische Arbeit oder streben Auslandsaufenthalte an. Zudem werden Vorträge und Publikationen erarbeitet, um sich für potentielle Arbeitgeber noch attraktiver zu machen. Der Kampf um den Arbeitsplatz - und hier ist noch lange nicht die Rede von einer Karriere - wird härter und erbitterter. Er beginnt schon im Studium. Dem Leiter des Fachvermittlungsdienstes des Arbeitsamtes Kiel fällt die Belehrung leicht:

FVD: Der Irrtum vieler Leute auch heute noch basiert darauf, daß sie das Hochschulstudium für eine Berufsausbildung halten. Es ist keine Berufsausbildung! [...] Sondern Sie bekommen ein Angebot an Bildung, aus dem heraus Sie sich etwas aussuchen müssen, kombinieren müssen mit anderen Dingen, auch mit privaten Initiativen das ergänzen müssen, um einem Anforderungsprofil, das irgendwo in der Industrie vielleicht eines Tages besteht, zu genügen. Irgendwann gehört selbstverständlich die Datenverarbeitung dazu. Zu meiner Zeit, also, als ich studiert habe, gehörte die überhaupt nicht dazu; und irgendwann gehört eben Französisch als Fremdsprache dazu, weil Englisch eben schon normal ist. Oder irgendwann wird jetzt viel mehr dazu gehören vielleicht auch andere Sprachen im Rahmen der europäischen Entwicklung. [...] Das kann man nur wissen, wenn man weiß, was man eigentlich machen will später.

Elf der befragten Studierenden geben an, die Arbeitslosigkeit als Bedrohung für sich selbst zu empfinden. Die Zahl scheint niedrig, findet aber Erklärung u.a. in der Absicherung durch eine Unfallrente, durch einen bereits existierenden eigenen Betrieb, durch das Gefühl der Sicherheit, das der Ehemann vermittelt und vielleicht auch in einer noch nicht ganz zerstörten Vorstellung von der eigenen Zukunft und dem Vertrauen in die eigene Begabung.

Die Erwähnung des Ehemannes als Beruhigungsfaktor wiederholte sich in den Interviews nicht.

?: Könntest du Dir vorstellen, wenn Dein Freund gut verdienen würde, daß Du nicht arbeiten solltest?

S.: Nö.

?: Nicht, weil,...

S.: ..., weil er nicht gut verdient? (lachen beide)

?: Ja, warum könntest Du Dir das nicht vorstellen?

S.: Ja, weil ich denke, das hat gar nichts miteinander zu tun, also, ich bin ja sowieso für mich selbst verantwortlich, und außerdem würde ich immer für meinen eigenen Lebensunterhalt sorgen wollen, und außerdem würde ich nicht nur arbeiten wegen des Geldes, sondern eben, weil ich schon was umsetzen möchte, meine Vorstellungen verwirklichen möchte, soweit es geht.

Dem entgegen steht die Sorge um die Familienplanung, die auch nach Auskunft der Berufsberaterin des Arbeitsamtes viele Studentinnen plagt¹⁴. Das Studium darf bei diesen Frauen nicht zu lange dauern. Der Leiter des Fachvermittlungsdienstes richtet die Verstehensperspektive dagegen eher auf den Arbeitgeber.

FVD: Also, wir haben die Erfahrung schon gemacht, daß in vielen Bereichen Frauen einen weniger glatten Einstieg finden in ihre berufliche Tätigkeit als Männer.

?: Hat das irgendwelche speziellen Gründe?

FVD: Jo, naja, das hat diese traditionelle Gründe, daß der Arbeitgeber natürlich schon die Investition scheut, in junge Damen zu investieren, quasi, die absehbar in den Stand der Ehe gehen und Kinder bekommen und von daher dann ihre Karriere halt abbrechen.

Eine hohe Erwartungshaltung von Flexibilität und Mobilität bleibt gegenüber den Studierenden festzustellen, geographisch wie sektoral. Doch auch wenn die hohen Qualifikationen und die Kompromißbereitschaft erfüllt sind, bleibt die Angst vor der Arbeitslosigkeit bestehen. Auf die Frage nach der Bedeutung der Arbeitslosigkeit für die eigene Person lautete die Antwort zweimal, daß diese Möglichkeit verdrängt und lieber gar nicht darüber nachgedacht wird. Die Vermutung liegt nahe, daß diese Einstellung von mehr als zwei Personen getragen wird, denn die Vorstellung von der eigenen Arbeitslosigkeit fällt schwer. Vor diesen Schritt stellt sich der Gedanke, daß es die eigene Person nicht betreffen werde, daß für sie noch eine Stelle zu finden sei. Natürlich forderte die Frage auf, die Auseinandersetzung mit dieser Vorstellung trotzdem zu wagen. Besonders belastend würde, wie sich herausstellte, die finanzielle Einschränkung erfahren werden, was sich in den Interviews mit Personen, die bereits Arbeitslosigkeit erlebt hatten, allerdings nicht wiederholte. Dort lautete die Erklärung, die finanzielle Umstellung vom ohnehin sparsamen studentischen Leben sei gut zu

verwinden. In den Fragebögen wurde weiterhin als Belastung aufgeführt, das erworbene Wissen und Können nicht anwenden zu können. Es stellt sich die Frage nach dem Sinn des Studiums; Leere, Selbstwertverlust und Selbstvorwürfe, nicht gut genug zu sein, schließen sich an. Ein Betroffener bezeichnete den Zustand der Arbeitslosigkeit als bedrückend, jedoch sei die Angst vor der Zukunft fast noch schlimmer.

F.: Also, wenn man die ganze Zeit so gearbeitet hat, dann hast Du natürlich auch einen anderen Rhythmus. Du kommst in Kontakt mit Leuten, die auch alle einen anderen Rhythmus haben und, das ist einfach eine andere Entwicklungsstufe, würde ich mal sagen. Man fällt doch im ersten Moment in ein ziemliches Loch, vor allen Dingen wegen dieser Perspektivlosigkeit, weil Du nun ja nicht genauer weißt, was Du nun eigentlich als Fortsetzung machen sollst.

P.: Naja, insofern war ich ja schon mal vorbereitet, weil ich wußte, daß da nicht sofort im Anschluß was passiert, und weil ich das auch von anderen Leuten gehört hatte, und irgendwie war mir das schon klar, daß das so kommt, daß ich nicht verlangen kann, daß es sofort weitergeht. [...] Außerdem, das war auch klar, daß Arbeitslosigkeit so eine Sache ist, die individualisiert wird, wo die Leute dann denken, ja, das ist meine Schuld, daß ich arbeitslos bin, weil ich nix weiß oder nichts kann oder das Falsche gemacht habe.

In dieser Situation kann auch der Gedanke entstehen, das angestrebte Berufsfeld aufzugeben und statt dessen etwas anderes zu machen, nur um beschäftigt zu sein und ein Einkommen zu haben. Dies wird aber nur als Alternative in der Not betrachtet. Das drückt sich z.B. in Formulierungen aus wie „Ich will es mit volkscundlicher Arbeit noch weiter versuchen. Freilich will ich Tätigkeiten auf anderen Gebieten nicht ausschließen“.

Ein weiteres Beispiel:

?: Hast du damals an sowas gedacht wie umschulen oder was anderes zu machen?

F.: Jaja, da habe ich dann mit meiner Kollegin, die war nun gleichzeitig arbeitslos (lachen), und wir hatten uns dann zusammen schon immer so mal erkundigt. Ich fand das aber alles nicht gerade so verlockend, muß ich sagen.¹⁵

Ein sich inzwischen an einem sicheren Arbeitsplatz befindender Volkscundler vermag im Nachhinein zu sagen: „Hätte ich dann aber keine Stelle bekommen - ich hätte das Volkscunde-Milieu sowie das Museums-Milieu verlassen. Denn so alt, um zu wissen, daß man nicht nur eine Sache machen kann und nicht nur in einem Milieu Freunde und Zufriedenheit finden kann, war ich allemal. Also: ich hätte etwas ganz anderes gemacht.“

Diese Einstellung zum Ausstieg ist sicher individuell hilfreich, zumal das Bild länger andauernder Arbeitslosigkeit vom Leiter des Fachvermittlungsdienstes in düsteren Farben beschrieben wird:

FVD: *Ja, das ist schon manchmal ganz schön schwer. Vor allem zumal, wenn sie dann länger arbeitslos sind. Das führt bis zu Drogen, das führt bis zu Alkoholismus, zu Aggressivität auch uns gegenüber; jemand der drei, vier Jahre arbeitslos ist und von wenig Geld leben muß, Sozialamt, Hochschulabsolventen kriegen ja kein Geld von uns, die kriegen ja keine Arbeitslosenhilfe, die sind schon in ihrer ganzen sozialen Situation stark betroffen. Wenn man kein Geld hat, die Wohnung verliert, das Auto verkaufen muß, Freunde nicht bewirten kann, dann beginnt das soziale Leben einen anderen Touch zu bekommen; ganz langsam, aber spürbar, nach einiger Zeit schmerzlich spürbar. Da können wir auch nur bedingt helfen.*

Gewinn und Verlust - Die Wünsche und die Realität

Wie sehen nun die volkscundlichen Karrieren aus, wie verläuft der Einstieg in das Berufsleben, und was kann von den Wünschen verwirklicht werden? Redaktionsmitglieder der studentischen Zeitschrift am Institut für Volkskunde in Hamburg „Hamburger Platt“ haben 1992 Fragebögen an ehemalige Studierende der Hamburger Volkskunde verschickt¹⁶. Auf die Frage nach dem Berufswunsch, der während des Studiums gehegt wurde¹⁷, lautete zwölf mal die Antwort „Museum“, sechs mal vage „Kultur- und Bildungsbereich“, einmal wurden die Medien genannt, und nur eine Person meinte, keine Vorstellung gehabt zu haben. Schließlich fanden tatsächlich acht Volkskundlerinnen und Volkskundler im Museum Beschäftigung, vier bei einem Verlag oder in den Medien, zwei sind im Bildungsbereich tätig, zwei im Archiv und zwei nehmen an einer Weiterbildung teil oder promovieren. Leider ist nicht erkenntlich, wann diese Personen ihren Abschluß gemacht haben, wann tatsächlich noch so viele Wünsche erfüllt werden konnten.

In bezug auf die Qualifikationen ist auch hier wieder anzumerken, daß alle Befragten mindestens ein Praktikum, zumeist im Museum, während des Studiums absolviert hatten. Das Thema der Abschlußarbeit bewerteten sie als ausschlaggebend, wie auch der Dokortitel dreizehnmal als wichtig bei der Bewerbung um eine Arbeitsstelle erkannt wurde. Zum Studienabschluß der Volkskunde merkte der Leiter des Fachvermittlungsdienstes folgendes an:

FVD: *Volkskunde, ja, da ist es genau so. Also, da ist es noch viel deutlicher. Volkskunde als berufliche Anforderung gibt es nirgendwo. Volkskundler arbeiten in Museen, als Pädagogen, als Journalisten, in der Wissenschaft, in der Lehre, und dann wird's auch schon bald schwierig, wenn man weiter darüber nachdenkt, wo die sonst noch so arbeiten. Die arbeiten dann auf ganz untypischen Gebieten, wie z.B. Messe- und Ausstellungswesen. Da könnte genauso gut eine Volkswirtin arbeiten, aber da kann man auch als Volkskundlerin arbeiten, wenn man das nur mit Praktika, mit Auslandsstudium, mit*

Sprachkenntnissen, naja, dem einen oder anderen, nicht alles, nicht jeder kann alles machen, aber jeder sollte so versuchen, sein Ding zu finden.

Auf die Frage, wieviel ihre Arbeit noch mit Volkskunde zu tun habe, gaben die meisten der Hamburger Absolventen an, daß sie von ihren Vorstellungen haben abweichen müssen. Das erstaunt, denn recht viele arbeiten in Bereichen, die wir sehr wohl als „volkscundlich“ betiteln. Daß ein Museologe einen Großteil seiner Zeit aber z.B. mit Verwaltungsarbeit verbringt, ist von außen nur schwer ersichtlich; aber auch das wäre in der Studienzeit zu erfahren.

Acht Personen waren nach dem Studium länger als ein Jahr arbeitslos gewesen und hatten Jobs, andere Berufe oder sonstige Zwischenlösungen angenommen; sechs machten eine Umschulung. Die Zahl der verschickten Bewerbungen stieg z.T. bis auf über 40 an, während die geführten Bewerbungsgespräche wesentlich niedriger, im Durchschnitt zwischen zwei und vier Gesprächen, lagen.

Bei den Befragten des „Hamburger Platts“ ist eine große Mobilitätsbereitschaft zu erkennen: Für einen Job würden vierzehn Personen ein- oder mehrmals den Wohnort wechseln, für ebenso viele ist inzwischen die Vorstellung eines anderen Berufes nicht mehr ausgeschlossen. Sie stellen sich auf die Anforderungen des Arbeitsmarktes bereitwillig oder gezwungenermaßen ein.

Eine Volkskundlerin berichtet im „Hamburger Platt“ von ihrer Eigeninitiative, eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme zu erhalten: *„Bei der Fachvermittlung des Arbeitsamtes war 1987 ein Berater für mich zuständig, der Interesse an der Volkskunde besaß und sich dementsprechend über die Arbeitsmöglichkeiten informiert hatte. Er klärte mich darüber auf, daß viele befristete Arbeitsplätze an den Museen über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen finanziert werden. Nach einem halben oder einem Jahr Arbeitslosigkeit kann man so eine Stelle vom Arbeitsamt zugewiesen bekommen. Es gibt aber auch die Möglichkeit, selber die Einrichtung einer ABM-Stelle zu betreiben. Dazu muß man sich überlegen, welche Projekte (z.B. Sonderausstellungen, Inventarisierung, Ausstellungstexte, usw.) man an bestimmten Museen oder anderen Institutionen durchführen kann. [...] Der nächste Schritt ist, sich mit den verantwortlichen Personen in Verbindung zu setzen und das Projekt so geschickt vorzustellen, daß der Wunsch entsteht, es zu realisieren. Das Museum muß dann einen Antrag beim Arbeitsamt stellen.“¹⁸*

Fachliche Flexibilität und persönliche Initiative zeichnen kreative Absolventen aus, doch wird auch ihr Handlungsspielraum bei fortschreitender Kürzung von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen deutlich eingeschränkt. Die kleinen Schritte mit Unterbrechungen und Überleitungen hin zu kontinuierlichen, meist aber befristeten Tätigkeiten kennzeichnen nicht selten die Biographieverläufe. Vor allem für junge Frauen gelten sie fast als normal.

Eine von der Verfasserin interviewte Absolventin geht diesen holprigen Weg, wobei sie bisher immer wieder Anschluß fand. Seit ihrem Studienabschluß erlebte sie ein Jahr Arbeitslosigkeit, zwei Jahre eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, einen Monat Arbeitslosigkeit, zehn Monate einen Werkvertrag mit halber Stundenzahl, sieben Monate einen befristeten Angestelltenvertrag, dreizehneinhalb Monate Arbeitslosigkeit. Inzwischen ist sie wieder im zweiten Jahr in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Eine vom Sekretariat des Kieler Seminars für Volkskunde geführte Liste zählt für die Jahre 1982 bis 1994 59 Absolventinnen und Absolventen. Nach zusammengetragenen Erinnerungen arbeiten drei dieser Personen heute an der Universität, fünf im Museum, eine bei einer Zeitung und acht befinden sich in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Ein Absolvent ist bereits Rentner, drei promovieren, elf andere sind Hausfrauen bzw. Hausmänner, während acht weitere ihren Erwerb in der Selbständigkeit oder in Jobs gefunden haben. Allein zwei wurden mit „arbeitslos“ betitelt, was gewiß nicht der Richtigkeit entspricht; Hausfrauen und -männer sind ebenfalls erwerbslos und die in einer AB-Maßnahme untergebrachten werden es bald wieder sein. Über 17 Absolventen kann leider keine Aussage gemacht werden.¹⁹

Die Redaktion der Fachschaftszeitschrift des Göttinger Institutes für Volkskunde „Pöbel“ hat in diesem Jahr aus Anlaß der letzten Ausgabe dieser Zeitschrift ehemalige Redaktionsmitglieder angeschrieben, um zu erfahren, was aus ihnen geworden ist. Die Antworten lauteten: „Arbeitslos, arbeitslos/in Umschulung, Promotion, arbeitslos, arbeitslos, Hebamme, Promotion, arbeitslos/jobbt, Promotion, Promotion, neues Studium, Promotion, arbeitslos/Fortbildung, Praktika und Jobs, arbeitslos/Umschulung.“²⁰ Dieses Ergebnis ist besonders niederschmetternd, da es sich bei diesen Personen um für ihr Fach sehr engagierte handelt. Und trotzdem meint Rolf Wilhelm Brednich im Göttinger Tageblatt vom 23. Dezember 1993 sagen zu können, sein Seminar produziere keine Arbeitslosen²¹. Sind diese Leute also nicht existent, gibt es keine akademische Arbeitslosigkeit oder tarnt sie sich bloß?

Verdeckte und direkte Arbeitslosigkeit

Dieses Phänomen soll nur noch kurz angesprochen werden. 1992 waren im Arbeitsamtsbezirk Kiel²² 273 Personen arbeitslos gemeldet, die, bevor sie arbeitslos wurden, in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme untergebracht waren. 766 Personen hatten vorher eine Fortbildung, Umschulung oder berufsvorbereitende Maßnahme absolviert.²³ Das sind 1.042 Menschen, die auch zu der Arbeitslosenzahl von 16.417 im Arbeitsamtsbezirk Kiel 1992 hinzuaddiert werden könnten. Der Leiter des Fachvermittlungsdienstes teilte mit, daß seine Dienststelle pro Jahr etwa 200 Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für Akademiker einrichte. Diese Personen werden auf Zeit aus ihrer Arbeitslosigkeit befreit, um danach wieder in die Arbeitslosigkeit zurückzufallen. Potentiell sind sie schon am ersten Tag der Arbeitsbeschaffungsmaßnahme wieder erwerbslos,

doch dürfen sie aus der offiziellen Statistik gestrichen werden, die dadurch geschönt erscheint.

Hinzu kommt, daß die Zahl der Promotionen in den Sprach- und Kulturwissenschaften von 1980 bis 1990 von 980 auf 1530 pro Jahr angewachsen ist²⁴. Natürlich bedeutet die Promotion eine zusätzliche Qualifikation, um die fast nicht mehr herumzukommen ist, aber sie bedeutet auch, noch drei bis vier Jahre an der Universität verbringen zu dürfen, nicht auf den rauen Arbeitsmarkt zu müssen und noch nicht arbeitslos zu sein.

Rück- und Ausblicke

Diese Arbeit ist nicht die erste, die sich mit dem beruflichen Einstieg und der Zukunft der Absolventinnen und Absolventen der Volkskunde, Europäischen Ethnologie, Empirischen Kulturwissenschaften und der Kulturanthropologie auseinandersetzt. In Münster fand bereits 1977 eine von der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde veranstaltete Arbeitstagung des „Ausschusses Berufsperspektiven der Volkskunde“ statt.²⁵ Was wurde vor 17 Jahren zu diesem Thema gesagt, wie sahen die Probleme aus und was hat sich seitdem gewandelt bzw. hat sich überhaupt etwas verändert?

Vertreter der Berufspraxis, des Lehrkörpers und der Studentenschaft waren damals in Münster zusammengekommen und berieten über das (Selbst-) Verständnis ihrer Wissenschaft, über die universitäre Ausbildung und die Situation am Arbeitsmarkt. Helge Gerndt stellte Fragen, die unter dem aktuellen Druck der angedrohten Hochschulreform samt Eckwertepapier, heute noch an Wichtigkeit gewinnen: wann und inwieweit ein wissenschaftliches Fach sein übergeordnetes Erkenntnisinteresse von Praxiszwängen einengen bzw. korrigieren lassen muß. Und ob es eine Fürsorgepflicht der Lehrenden gegenüber den von ihnen ausgebildeten Volkskundlern gebe, die die Verantwortung für den nötigen Stellenbedarf wenigstens zum Teil bergen würde²⁶.

Die Fragestellungen scheinen 1994 ähnlich virulent und existentiell zu sein wie 1977. Die Museen wünschten sich in der Ausbildung ihres potentiellen Nachwuchses ein größeres Schwergewicht der materiellen Kulturgeschichte, die über den herkömmlichen Kanon hinausgeht, erprobte Publikationstätigkeit sowie Erfahrungen in didaktischen Aufgaben. Praktikumsplätze wollte sie gerne zur Verfügung stellen, wohingegen eine Vergütung nicht gewährleistet werden konnte. Die Beurteilung der Berufsaussichten an den Museen lautete neben Aussagen wie „schlechter als je zuvor“ und „nicht gut“ immerhin auch noch „für Volkskundler relativ günstig“ und „immer noch aussichtsreich“.²⁷ Dagegen stellte Rudolf Beisenkötter in seinem Beitrag die Behauptung auf, Heimatmuseen, die von Nichtwissenschaftlern geleitet werden, seien oftmals besonders gut geführt²⁸. Schnell schloß er an, damit natürlich das Studium als Qualifikation nicht abwerten, sondern die Betonung statt dessen auf die Persönlichkeit des Einzelnen legen zu wollen. In diesem Gedanken steckt aber die Gefahr, die Volkskunde ein Betätigungsfeld der „Ehrenamtlichen“ werden zu lassen, die schließ-

lich eine ernstzunehmende Konkurrenz für wissenschaftlich Ausgebildete darstellen. Um das Selbstverständnis einer anerkannten Wissenschaft zu erlangen, bedarf die Volkskunde allerdings einer gründlichen Imagepflege, eines besseren Zusammenhanges der Fachvertreter und einer verbindlichen Plattform, auf der Diskussionen fair ausgetragen werden. Ansonsten ist ein Vertrauen der Öffentlichkeit in die Volkskunde nicht zu erwarten.

Die Auswertung einer Befragung von Studierenden ergab 1977 ähnliche Ergebnisse wie die dieses Beitrages. Die Berufsvorstellungen waren vage, konzentrierten sich aber auf die Museen (29%), Medien, Verlage (16%) sowie Lehre und Forschung (16%)²⁹, obwohl aus der damals noch recht neuen und voller Tatendrang steckenden Kulturanthropologie in Frankfurt am Main Vorschläge für neue Berufe, wie z.B. den des „ethnologischen Reisebegleiters“³⁰ kamen. Leider blieb dies die Ausnahme. Die Berufsperspektive des Faches hat sich bisher nicht wesentlich und nicht allorts geändert.

Noch immer ist eine Stagnation der Volkskunde, die sich an gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedürfnissen orientieren sollte, festzustellen. Vom 17. bis zum 19. November 1994 wird in Marburg die Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde mit dem programmatischen Titel „Das Studium der Volkskunde am Ende des Jahrhunderts“ stattfinden. Wieder einmal geht es um die Standortbestimmung und die Außenwahrnehmung des Faches, um die Gestaltung des Studiums und die Berufspraxis. Auch die Würzburger Diskussion und Übereinkunft von 1974 wird in der Einladung zur Hochschultagung angesprochen. Es ist zu hoffen, daß die Marburger Tagung nicht auch nur ein „Ausdruck des Bedauerns“ und die Volkskunde nicht die Wissenschaft der Träumer und der Idealisten, der Enttäuschten und der weiter Hoffenden bleiben werden.

Anmerkungen:

- 1 siehe: Jahoda, Marie, *Wieviel Arbeit braucht der Mensch?, Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert*, Weinheim, Basel, 1983, S.95.
- 2 siehe: Wacker, Ali, *Arbeitslosigkeit als Sozialisationserfahrung - Skizze eines Interpretationsansatzes*, in: *Produktion, Arbeit, Sozialisation*, hg.v. Thomas Leithäuser, Walter R. Heinz, Frankfurt/Main, 1976, S.173.
- 3 siehe: Bimmer, Andreas C., *Unerwartete Phasen im Lebenszyklus. Beispiel: Arbeitslosigkeit (= Referat auf der SIEF-Tagung, Zürich), 1987, S.2.*
- 4 siehe: Hermanns, Manfred, *Jugendarbeitslosigkeit. Wirkungen eines sozialen und wirtschaftlichen Problems in verschiedenen Epochen dieses Jahrhunderts (= Arbeitsgemeinschaft Heimatstatthilfe, Landesarbeitsgemeinschaft für Jugendarbeitslosigkeit in Nordrhein-Westfalen), Köln, 1983, S.27.*

- 5 siehe: Kurzdörfer, Klaus, *Lehrerstudenten vor der Arbeitslosigkeit? Eine Blitzumfrage unter Religionsstudenten der Pädagogischen Hochschule Kiel, Obertshausen, 1985, S.9.*
- 6 Pelzmann, Linde, *Arbeitsmarktpolitik. Individuelle Folgen von Arbeitslosigkeit (= Veröffentlichung des österreichischen Instituts für Arbeitsmarktpolitik, Heft XXXIII), Linz, 1988.*
- 7 siehe: Hermann, Manfred, wie Anm.4, S.26.
- 8 zitiert nach: Dörr, Wolfgang, *Jugendliche und Arbeitslosigkeit. Situationen, Einflüsse und Erleben. Eine empirische Studie (= Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Pädagogischen Fakultät der Universität Bielefeld), Bielefeld, 1986, S.17. Je nach Angebot der Arbeitsplätze wird die Auswahl jedoch mehr oder weniger „frei“.*
- 9 insgesamt waren 16.417 Menschen arbeitslos gemeldet in diesem Bezirk, siehe: *Arbeitsamt Kiel, Statistik, Hg., Strukturanalyse. Arbeitslose, offene Stellen, September 1992. Statistisches Sonderheft, Nr.7/93, Kiel, 1993, S.1.*
- 10 Darunter von neun Frauen und neun Männern; 16 Hauptfachstudierenden und zwei Volkskundestudierenden im Nebenfach.
- 11 26,7 Jahre bei den Frauen und 27, 1 bei den Männern.
- 12 einige mögliche Gründe wurden bereits genannt.
- 13 Elternhaus, Schule/Lehrer, Freunde.
- 14 Studenten jedoch nicht.
- 15 Das Informationsblatt des Fachvermittlungsdienstes über Fortbildungs- und Umschulungsangebote macht diverse Einschränkungen. Die Themen konzentrieren sich stark auf Datenverarbeitungskurse und Ausbildungen im wirtschaftlichen Bereich. Von insgesamt 68 Angeboten können vier als für Volkskundler nicht unpassend oder unverwandt ausgemacht werden, was einen Prozentsatz von 5,1% aller Angebote ausmacht, siehe: *Fachvermittlungsdienst Kiel, Hg., FV aktuell. Fachvermittlung für besonders qualifizierte Fach- und Führungskräfte. Informationen über geplante Maßnahmen der beruflichen Fortbildung und Umschulung, Kiel, o.J.*
- 16 siehe: Koch-Schwarzer, Leonie, Mai, Monika, *Netzwerk Hamburger Volkskundler/Innen*, in: *Hamburger Platt, 2, Jahrgang, Heft 2, 1992, S.2-7. Sie erhielten 16 Bögen zurück, was aus den Antworten nicht immer deutlich hervorgeht.*
- 17 hier waren Mehrfachnennungen möglich.
- 18 siehe: Frohriep, Monika, *Erfahrungen einer Berufsanfängerin nach dem Volkskunde-Studium*, in: *Hamburger Platt, 0-Nummer, 1991, S.27-32.*
- 19 Zu einem besseren Erfahrungsaustausch ist ein Netzwerk ähnlich wie an der Hamburger Volkskunde erstrebenswert. Absolventinnen und Absolventen sollten

- sich deshalb mit aktuellen Adressen und gegebenenfalls mit der Angabe ihrer Beschäftigungsart am Seminar melden.
- 20 siehe: Editorial, in: Pöbel, Kulturwissenschaft aus Göttingen, 10. Jahrgang, Nr. 7/ Frühjahr '94, S.2-5.
- 21 abgedruckt ebd., S.3. Im Wortlaut heißt es: „*Brednich versteht nicht, warum für ‚seinen‘ Fachbereich kein Geld da ist, obwohl das Seminar ‚keine Arbeitslosen‘ produziert und auf dem Gebiet der regionalen und europäischen Kultur sehr erfolgreich forscht. ‚Es ist immer was los im Hause‘*“.
- 22 er umfaßt auch Eckernförde und Plön.
- 23 Arbeitsamt Kiel, Strukturanalyse. Arbeitslose, offene Stellen, wie Anm.9, S.8.
- 24 siehe: Special „Promotion und Arbeitsmarkt“, Lohnt der Dokortitel, in: Bundesanstalt für Arbeit, Hg., UNI, Perspektiven für Beruf und Arbeitsmarkt, 17. Jahrgang, Heft 18, Oktober 1993, S.28.
- 25 Sauer mann, Dietmar, Wiegelmann, Günter, Kulturanalyse und Berufspraxis. Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Münster vom 21.03.-23.03. 1977, im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Münster, 1978. Verwiesen sei auch auf: Bausinger, Herrmann, Berufsleitfaden Volkskunde, Tübingen, 1980.
- 26 siehe: Gerndt, Helge, Fragen zur Kulturanalyse, in: Sauer mann, Dietmar, Kulturanalyse, wie Anm.30, S.4.
- 27 Moser-Rath, Elfriede, Vorläufige Ergebnisse einer Umfrage bei Fachleuten an kulturhistorischen Museen in der BRD, 1976, in: Sauer mann, Dietmar, Kulturanalyse, wie Anm.30, S.153f.
- 28 Beisenkötter, Rudolf, Berufsmöglichkeiten der Volkskundler im Rahmen der Kulturpflege, in: Sauer mann, Dietmar, Kulturanalyse, wie Anm.30, S.65-71.
- 29 Geiger, Klaus, Berufsperspektive und Volkskundestudium. Einige vorläufige Ergebnisse aus der Studentenforschung, in: Sauer mann, Dietmar, Kulturanalyse, wie Anm.30, S.139.
- 30 Greverus, Ina-Maria, Kulturanalyse und Berufsorientierung im Frankfurter Studiengang, in: Sauer mann, Dietmar, wie Anm.30, S.19.

VolkskundestudentIn in Kiel

Ergebnisse einer Fragebogenaktion

Silke Eikermann (Vk Nf 08) und Anne Jakubowski (Vk Nf 04)

Im Sommersemester 94 unternahmen wir, zwei Studentinnen des Seminars für Volkskunde der Christian Albrechts-Universität, eine Befragung unserer Kommilitonen per Fragebogen. Diese Befragung fand im Rahmen des Hauptseminars „Berufsfeld Volkskunde - Inhalte, Arbeitsformen, Karrieren“ unter der Leitung des Lehrbeauftragten Dr. Heinrich Mehl statt. Mit Hilfe des vierseitigen Fragebogens sollten Person, soziale Herkunft, soziale und wirtschaftliche Lage, Einstellung zum Studium und berufliche Erwartungen der Volkskundestudenten genauer untersucht werden. Abgesehen von einigen Fragen, so nach den Berufsaussichten oder nach der Zeiteinteilung in Stunden, handelte es sich um einen harten Fragebogen. Von den 150 in Lehrveranstaltungen und im Institut ausgeteilten Fragebögen wurden 57 ausgefüllt zurückgegeben. Im folgendem sollen die interessantesten Ergebnisse und die daraus resultierenden Folgerungen vorgestellt werden.

Angaben zur Person, soziale Herkunft

Die 57 Studenten, die ihren Fragebogen zurückgaben, gliederten sich in 40 Frauen und 17 Männer, von denen das Gros (32) zwischen 23 und 26 Jahren alt war. Die zweitgrößte Gruppe (11) bildeten die 27-30jährigen, 7 waren zwischen 31 und 40, 6 unter 22 Jahren, und eine Studentin war über 40 Jahre alt. Alle bis auf eine Befragte hatten die deutsche Staatsangehörigkeit. Die Befragten kamen annähernd zu gleicher Zahl aus der Stadt (21), vom Land (19) oder aus dem Einzugsgebiet einer Stadt (17). Lediglich 13 Befragte hatten keine Geschwister, 18 hatten eine/n Schwester/Bruder und 21 zwei und mehr Geschwister. Die meisten Volkskunde-Studenten kommen somit aus Familien mit mindestens zwei Kindern¹. Zum Zeitpunkt der Befragung hatten drei Frauen ein bis drei Kinder (im Alter zwischen 1 und 32 Jahren), eine Befragte war schwanger. Die überwiegende Mehrheit (52, also 91%) war ledig, 3 Studenten waren verheiratet. Zum Bildungsstand der Eltern der Befragten läßt sich einiges Interessante und für uns Unerwartete sagen. Von den 114 Eltern der befragten

¹ Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Datenreport 1992. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Bonn 1992, S. 48. Demnach liegt der statistische Durchschnitt in den alten Bundesländern bei 1,4 Kindern pro Familie. Anscheinend kommen die Kieler Volkskunde-Studenten aus überdurchschnittlich kinderreichen Familien.

Studenten besaßen 29 den Hauptschulabschluß, 44 die Mittlere Reife und 33 das Abitur als Abschluß; 8 machten keine Angaben. Die meisten der Volkskundestudenten sind folglich nicht Kinder von Akademikern. 49 Elternteile hatten eine Lehre absolviert, 28 ein Hochschulstudium abgeschlossen.

Nach der Intensität der Berufstätigkeit gefragt, gaben die Studenten für 52 Väter und 29 Mütter an, daß diese „immer“ gearbeitet hatten. Ansonsten hatten die Mütter „nie“ (6), „vor meiner Kindheit“ (4), „während meiner frühen Kindheit“ (10), „während meiner Schulzeit“ (12) und „nach meiner Schulzeit“ (1) gearbeitet. Die Auswertung der Frage nach dem ausgeübten Beruf ergab, daß 59 Eltern Angestellte und 31 Selbständige waren; 2 waren Landwirte, 6 Arbeiter und 7 arbeiteten im Betrieb des Ehepartners mit. Aushilfsjobs hatten 5 Eltern. An dieser Stelle räumen wir ein, daß im Fragebogen die Positionen „Beamte/r“, „Arbeitslose/r“ fehlten - insofern bleibt das Bild ungenau. Dennoch ergibt sich ein noch recht traditionelles Familienbild: Der Mann verdient das Geld, die Frau kümmert sich um das Kind, und das, obwohl das Bildungsniveau zwischen Müttern und Vätern nicht nennenswert differiert.

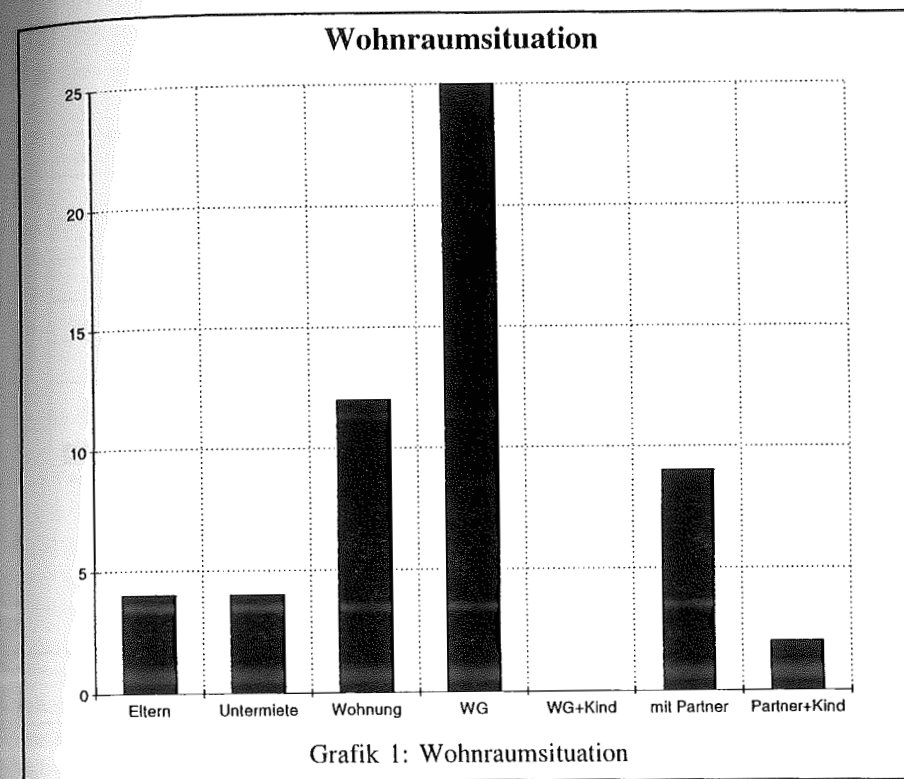
Wohnsituation

Häufigste Wohnform der befragten Studenten ist die Wohngemeinschaft: 25 von 57 machten diese Angabe. 9 teilten ihren Wohnraum mit dem (Ehe-) Partner ohne Kinder, 2 lebten mit Partner und Kind zusammen. 12 (21%) lebten allein in einer Wohnung. Bei den Eltern sowie zur Untermiete lebten jeweils 4 von 57 Befragten (s. Graphik 1). Der hohe Anteil der in Wohngemeinschaften lebenden Studenten dürfte vor allem finanziell begründet sein: Eine Wohnung ist für die meisten wohl zu teuer oder nicht auf dem Wohnungsmarkt erhältlich. Dennoch scheint die WG bei Studenten beliebt zu sein: Immerhin 43 von 57 Befragten waren zufrieden mit ihrer momentanen Wohnsituation.

Finanzielle Lage

Bei der Beantwortung der Frage nach der Finanzierung des Lebensunterhalts waren Mehrfachnennungen möglich. 14 von 57 Studenten bestritten ihren Lebensunterhalt ausschließlich mit Hilfe der Eltern, während 26 zusätzlich zur Unterstützung durch die Eltern auf Bafög und Einnahmen durch Jobs angewiesen waren. Vier Studenten lebten nur vom Bafög, wiederum vier jobbten außerdem. Bei den restlichen Befragten setzte sich das Einkommen aus diversen Geldquellen (Partner, Waisenrente, Ersparnis u.a.) zusammen (s. Graphik 2).

Das zur Verfügung stehende monatliche Einkommen inkl. Miete differierte recht deutlich. Am häufigsten wurde der Bereich 800-1.000 DM angekreuzt (27 von 57), 11 Studenten verfügten über 1.000-1.200 DM. Zwischen 1.200 und 1.500 DM monatlich standen 5 zur Verfügung, bei ebenfalls 5 lag dieser Betrag bei über 1.500 DM. 8



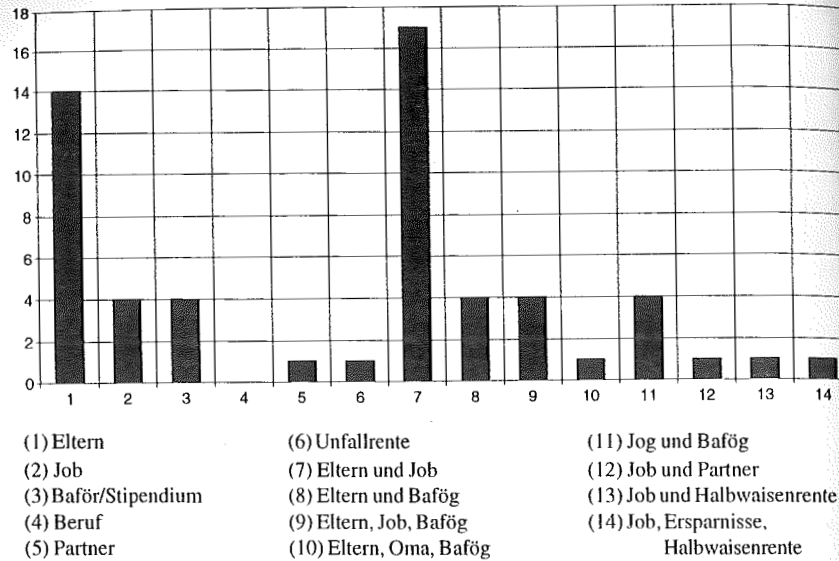
Studenten gaben an, unter 800 DM pro Monat Einkommen zu haben. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß 4 bei den Eltern bzw. in der eigenen Wohnung (also mietfrei) lebten (s. Graphik 3).

Der Hauptanteil des Einkommens mußte erwartungsgemäß für die Miete und den Lebensunterhalt aufgewendet werden, nur 5 kreuzten bei dieser Frage weder „Miete“ noch „Lebensunterhalt“ an.

Zeiteinteilung

Im Durchschnitt verbrachte der Volkskundestudent 19,6 Stunden pro Woche an der Uni (Sommersemester 1994). Für die Vor- und Nachbereitung der besuchten Veranstaltungen veranschlagten die Befragten 10,8 Stunden. Während der Semesterferien wurden im Schnitt 12,7 Std./Woche für das Studium aufgewendet. Anzumerken ist, daß bei der letzten Frage lediglich 42 Antworten eingingen. Es könnte sein, daß die, die keine Angaben gemacht haben, in der vorlesungsfreien Zeit nicht oder so gut wie

Finanzierung des Studiums durch ...



Grafik 2: Finanzierungsarten des Studiums

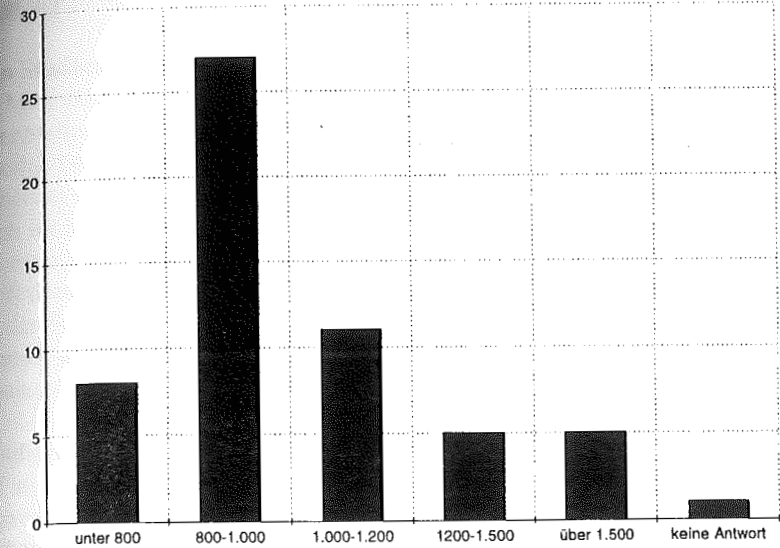
nicht für das Studium arbeiten. Diese Theorie erscheint angesichts der Tatsache, daß Hausarbeiten häufig in dieser Zeit erstellt werden, eher unwahrscheinlich. Es entsteht vielmehr der Eindruck, daß das Zeitmanagement der Studenten nicht so straff ist, daß an diesem Punkt genauere Angaben gemacht werden konnten.

Während des Semesters gingen die Kieler Volkskundestudenten 10,6 und in den Semesterferien 20,2 Stunden pro Woche einer Erwerbstätigkeit nach. Dementsprechend gaben 33 der Befragten an, daß sie während des Semesters eher schlecht mit ihrer Zeiteinteilung zurechtkamen.

Freizeitaktivitäten

Bei diesem wie auch beim nächsten Punkt traten erwartungsgemäß Mehrfachnennungen auf, so daß in der Summe mehr als 57 Antworten gegeben wurden. Durchschnittlich standen den Befragten 21,6 Stunden wöchentlich an Freizeit zur Verfügung. Am beliebtesten (47/57) waren Freizeitaktivitäten mit Freunden. 27 Befragte betrieben Hobbies, 28 waren in kultureller und 21 in sportlicher Weise aktiv. Fortbildungskurse wurden von 6 Befragten regelmäßig wahrgenommen; 5 engagierten sich in gesell-

Geld, das monatlich zur Verfügung steht



Grafik 3: Geld, das monatlich zur Verfügung steht (Angaben in DM).

schaftlichen oder politischen Institutionen. 4 Studenten waren in kirchlichen und 3 im sozialen Bereich tätig. Interessant ist, daß die Befragten weder in Burschenschaften noch in Vereinen organisiert und engagiert waren.

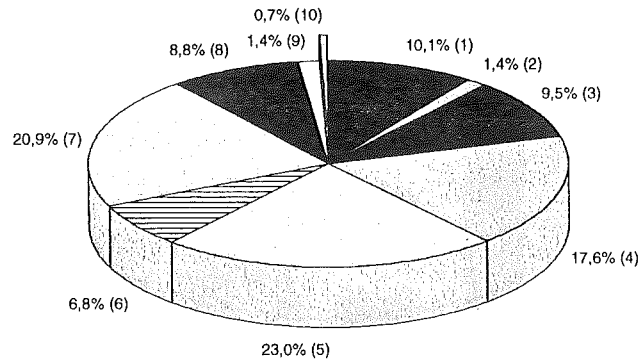
Soziales Umfeld

Der Freundeskreis des Studenten setzte sich bei 46 von 57 unter anderem aus Kontakten an der Uni zusammen. Andere Freundschaften entstanden bei Freizeitaktivitäten (25 von 57) oder bestanden seit der Jugend- bzw. Schulzeit (31 von 57). Meistens besprachen die Studenten ihre Studienangelegenheiten mit Freunden (48/57), Kommilitonen (47/57) und mit dem Partner (32/57). Weniger tauschte man sich im familiären Rahmen aus, nur 29/57 sprachen mit ihren Eltern und 23 mit ihren Geschwistern über das Studium. Der geringste Teil des Austausches fand zwischen dem Studenten und dem Dozenten statt (10/57).

Fragen zur Uni und zum Studium allgemein

47 von 57 Studenten strebten ihren Magister an, während 17 zusätzlich bzw. direkt promovieren wollten.

beängstigend am Studium ist ...



- | | | |
|--------------------------------|----------------------|-----------------------|
| (1) überfüllte Veranstaltungen | (4) Anonymität | (7) Uni-REform |
| (2) Klausuren | (5) Bürokratisierung | (8) Gruppenzwang |
| (3) Prüfungen | (6) Referate | (9) ohne Antwort |
| | | (10) habe keine Angst |

Graphik 4: Angaben zu Stuidiumsängsten

46 der Befragten wünschten sich mehr soziale Einrichtungen und 38 Kommunikationsräume an der Uni. 29 hielten eine durch funktionale Bauten gestaltete Universität für sinnvoll, während 23 für mehr Freizeiteinrichtungen plädierten. Lediglich zwei Befragte wünschten sich eine Uni mit imagerächtigen Bauten.

Die Beteiligung an der Hochschulpolitik war nur durch eine relativ hohe Anzahl Wählender (45/57) gekennzeichnet. An Vollversammlungen nahmen 26 teil, 8 leisteten Fachschaftsarbeit. Die Mehrheit verhielt sich eher passiv, womit allerdings ein allgemeiner Trend widerspiegelt wird. Dennoch erscheint das Engagement der Studenten am Volkskunde-Seminar überdurchschnittlich, was unter anderem mit der gegenwärtigen Situation des Seminars zusammenhängen dürfte.

Die Kontakte zu Hochschullehrern waren bei der überwiegenden Mehrheit der Befragten (49/57) auf veranstaltungsbezogene Gespräche reduziert. 7 Studenten pflegten private Kontakte zu Hochschullehrern, die gleiche Anzahl hingegen gab an, gar keine Kontakte zu ihnen zu haben. Dieses Ergebnis ist erstaunlich, da zumindest für die Besprechung von Hausarbeiten oder Prüfungen der direkte Kontakt zum Dozenten nötig wäre.

Am meisten beängstigte die Studenten die Bürokratisierung (34/57) des Studiums und die diskutierte Hochschulreform (31). 26 Befragte gaben an, daß sie Kontaktlosigkeit

und Anonymität an der Uni beängstigen, 15 beklagten überfüllte Veranstaltungen, 14 Angst vor Prüfungen und 13 Gruppenzwang (s. Graphik 4)..

Zum Studium der Volkskunde

Als Motivation für das Studium der Volkskunde rangierte das Interesse am Fach an erster Stelle (45/57). 25 Befragte studierten Volkskunde aufgrund des reinen Wissenserwerbs, 14 hielten es für ein wenig arbeitsintensives Nebenfach, bei 9 der Befragten lag bereits ein bestimmtes volkskundliches Berufsbild vor. 6 Studenten erhofften sich durch ihr Studium eine Veränderung ihres gesellschaftlichen Umfeldes.

Das erste Mal waren 44 von 57 Studenten mit Beginn des Studiums mit dem Begriff „Volkskunde“ konfrontiert worden. 6 Befragte kannten den Sinn des Begriffes bereits aus der Schulzeit. 9 Befragte stießen durch den Besuch eines Volkskundemuseums erstmals auf den Begriff. Dieser Besuch fand bei 5 Befragten im Rahmen eines Schulausfluges, bei 4 in Eigeninitiative und bei 2 mit der Familie statt.

Berufsaussichten

Auf die Frage nach den Berufswünschen machten 15 Studenten keine genauen Angaben. Am häufigsten wurde eine Tätigkeit im Bereich des Journalismus bzw. der Medien favorisiert (14). 11 würden nach Beendigung des Studiums gerne im Museum oder in der Museumspädagogik arbeiten. Jeweils drei gaben Denkmalpflege, Archivwesen und den Bereich Verlag/Buchhandel/Bibliothek an, während jeweils zwei eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen oder Kultur managen wollten. Jeweils ein Befragter wollte in den familiären Betrieb einsteigen, später in einer ausländischen Botschaft arbeiten, in die Politik gehen oder sich im volkskundlichem Bereich selbständig machen.

Resümee

Ohne Absolutheitsanspruch den „Kieler Volkskunde-Studenten“ erforscht und gefunden zu haben, sind doch einige interessante Aussagen möglich. Gehen wir von der zu jeder Frage am häufigsten angekreuzten Antwort aus, so kommt der Student aus einer traditionellen Familienstruktur. Die Mutter kümmert sich um die Kinder, der Vater verdient den Unterhalt der Familie. Die Familie hat durchschnittlich zwei Kinder. Das Bildungsniveau der Eltern liegt niedriger als bei den Kindern, den heutigen Studenten: knapp 25% der Eltern verfügen über ein abgeschlossenes Hochschulstudium, zudem arbeiten sie vorwiegend als Angestellte oder Selbständige. Ein Vergleich mit anderen Fächern wie z.B. Kunstgeschichte wäre in diesem Fall sicher aufschlußreich. Entsprechend dem Berufsstand sind auch die Einkommensverhältnisse der Eltern, was natürlich Auswirkungen auf die finanzielle Lage des Studenten hat. Den Angaben zufolge liegt es in der Regel zwischen 800 und 1.200 DM (zwei Drittel der Befragten).

Die meisten Studenten leben in Wohngemeinschaften, die selbst im Vergleich zu den Studentenwohnheimen am günstigsten sind. Dennoch macht die Miete den höchsten Teil der Fixkosten jeden Monats aus, und im Verhältnis zu den heutigen Mietpreisen ist das Einkommen der Volkskundestudenten sehr gering. Finanziert wird das Studium im allgemeinen durch Bafög, Eltern und Jobs. Erstaunlich sind die starken Schwankungen betreffs der Höhe des Geldes, das den Studenten monatlich zur Verfügung steht. Interessant wäre in diesem Zusammenhang zu erfahren, ob die Befragten Kosten für Exkursionen und andere Sonderveranstaltungen eingerechnet haben oder nicht.

Mit der Zeiteinteilung haben 58% der befragten Studenten recht große Probleme. Der wichtigste Grund dürfte, darauf deuten die z.T. unrealistischen Einschätzungen hin, in einer ungenügenden Zeitplanung begründet liegen. Andererseits ist zu sagen, daß die Studenten im Schnitt 43,1 Stunden in der Woche fest verplant haben, die durch Referatstermine und andere Projekte (z.B. Exkursionen samt Vor- und Nachbereitung, Ausstellungen, Veröffentlichungen usw.) weiter aufgestockt werden. Grundsätzlich erscheinen uns die angegebenen Zeiten zu niedrig angesetzt. Durchschnittlich gut 10 Stunden beispielsweise für die begleitende Arbeit zu den Veranstaltungen dürften kaum ausreichen. Offensichtlich fällt es schwer, nicht fest eingeteilte Zeitbudgets genau zu quantifizieren.

Das soziale Umfeld setzt sich größtenteils aus Kontakten an der Uni und mit Kommilitonen zusammen. Mit diesen Personen tauscht sich auch der Student aus. Der geringere Austausch mit den Eltern über Studienangelegenheiten könnte an der räumlichen Distanz zum Elternhaus liegen bzw. in Schwierigkeiten beim Umgang mit Studenten bzw. angehenden Akademiker.

Entgegen gelegentlich geäußerter Vorurteile studiert die ganz überwiegende Zahl der Studenten Volkskunde aus Interesse am Fach (79%). Ein Viertel der Befragten (Mehrfachnennungen möglich) beschrieb es allerdings auch als weniger arbeitsintensives Nebenfach, was das Interesse aber nicht automatisch schmälern muß. Im Gegensatz zu anderen Fächern existieren nur bei wenigen Volkskunde-Studenten feste Berufsplanungen für die Zeit nach Beendigung des Studiums. Die Bandbreite der angegebenen Wünsche deutet auf zahlreiche Möglichkeiten hin, das Fach Volkskunde für den Beruf zu nutzen. Dennoch sieht die Zukunft für viele noch recht unsicher aus, zumal typisch volkskundliche Arbeitsplätze, namentlich in Schleswig-Holstein, nur rar gesät sind.

Abschließend ist zu sagen, daß uns der Rücklauf von nur einem guten Drittel der ausgeteilten Fragebogen etwas enttäuscht hat. Dennoch glauben wir, einige brauchbare Trends herausgefunden zu haben.

Magisterarbeiten im Fach Volkskunde an der CAU Kiel

Zusammengestellt von Manuela Schütze

In Vorbereitung:

- Beate Borkowski, Emanzipation oder gesellschaftliches Erfordernis? Ansätze zur Berufsbildung von Frauen während der Kaiserzeit in Kiel.
- Christine Haack, Elektrifizierung in Kiel. (Arbeitstitel)
- Ute Hinrichsen, Hausier- und Wandergewerbe in Schleswig-Holstein (1737 - 1850). (Arbeitstitel)
- Sabine Schulze, SchaustellerInnen in Schleswig-Holstein 1763 - 1820. (Arbeitstitel)

Abgeschlossen:

(die Kurzbeschreibungen stammen von den VerfasserInnen)

Renko Buß, Die Gartenstadt im Nationalsozialismus. Das Beispiel Elmschenhagen-Nord. Kiel 1994.

Die Arbeit behandelt die im Südosten Kiels gelegene Gartenstadt Elmschenhagen-Nord, die ab 1939 von den Hamburger Brüdern Frank im Auftrag der Marine für Arbeiter und Angestellte des Marinarsenals gebaut worden ist.

Im allgemeinen Teil wird die Entstehung der Gartenstadtidee am Ende des 19. Jahrhunderts und ihre weitere Entwicklung in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts beschrieben sowie die formale und inhaltliche Umstrukturierung dieses städtebaulichen Konzeptes im Nationalsozialismus darlegt.

Der spezielle Teil stellt Elmschenhagen in Beziehung zur Entwicklung im Kieler Wohnungsbau seit der Industrialisierung, um dann besonders die ideologischen und planerischen Grundlagen und Hintergründe dieser Gemeinschaftssiedlung im Rahmen ihrer Baugeschichte vor und hauptsächlich während des 2. Weltkriegs zu untersuchen. Ungeachtet des nationalsozialistischen theoretischen Überbaus und der damit verbundenen rigiden Kontrolle der Bewohner waren die Reihenhäuser in Elmschenhagen-Nord trotz ihrer beengten Verhältnisse begehrte Wohnungen, da das Gartenstadtkonzept der Brüder Frank unabhängig von Ideologien funktionierte.

Diverse Karten und Originalpläne, Luftbilder der Royal Air Force, zeitgenössische und neue Fotos illustrieren den Text. Der Anhang enthält den Richtspruch, einen Kaufvertrag über Möbel aus einer der Musterwohnungen und eine „Wohnordnung und Gebrauchsanweisung für eingebaute Einrichtungen der Gartenstadt Elmschenhagen/Nord“.

Tim Krutein, Das Haus Schurbohm in Großharrie (1817 - 1970). Zur sozialen Biographie eines niederdeutschen Fachhallenhauses. Kiel 1994.

Ziel der Magisterarbeit war es, über die Auswertung verschiedener Quellen einen volkscundlichen Beitrag zu der wechselhaften Geschichte eines agrarwirtschaftlich genutzten Hauses und seiner Bewohner, vom Baubeginn bis zur Translozierung ins Museum, zu leisten und mit der notwendigen Dokumentation einen weißen Fleck von der Karte des Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseums zu tilgen.

Es wurde der Versuch unternommen, über volkscundliche Fragestellung dem heute leblosen Hause etwas von seinem persönlichen Charakter wiederzugeben, wie es von den dort wohnenden Menschen über 150 Jahre lang geprägt wurde. Diese Untersuchung soll helfen, das Haus nicht nur isoliert als ästhetisches Bauwerk wahrzunehmen, sondern es in den jeweiligen Lebenszusammenhang einordnen zu können und die gegenseitige Abhängigkeit von Objekt und Mensch zu verdeutlichen.

Als Ergebnis läßt sich ein Überblick über die Entstehungsgeschichte eines Halbhufnerhauses, seines ökonomischen Aufstiegs im 19. Jahrhundert und seines allmählichen Niederganges im Laufe des 20. Jahrhunderts festhalten. Ferner gibt die Arbeit einen Einblick in die soziale Struktur eines mittelholsteinischen Dorfes und zeigt anhand eines Sachgegenstandes, wie die Fronten der verschiedenen gesellschaftlichen Stände zueinander verliefen.

Die verfügbaren Quellen ermöglichten jedoch nur die Aufklärung einiger Teilaspekte der Hausforschung. So sind leider keine persönlichen Aufzeichnungen von Bewohnern des Hauses verfügbar gewesen, die über amtliche Quellen und Gedankenspekulationen hinauszugehen vermochten. Die vorgenommene ausführliche Dokumentation des Gebäudes hat jedoch einige der Lücken schließen können. Die sich über die Bau- und Raumstruktur ergebende soziale Struktur des Hauses, konnte durch das Heranziehen von archivalischen Quellen ergänzt und bestätigt werden.

Manuela Schütze „Elchkopf und Kurenwimpel“ - Zur musealen Aneignung verlorener Heimat in ostdeutschen Heimatstuben nach dem 2. Weltkrieg in Schleswig-Holstein. Kiel 1994

Die großräumigen politischen Veränderungen der letzten Jahre haben auch das Interesse an den Vertreibungsgebieten und ihrer kulturellen Überlieferung wiederaufleben lassen. Mit der Öffnung ehemaliger Ostblockstaaten nach Westen und der sich daraus ergebenden Reisemöglichkeit setzte der sogenannte „Heimweh-Tourismus“ ein. Für die hiesigen Erinnerungsstätten wie die ostdeutschen Heimatstuben in Schleswig-Holstein, ergibt sich dadurch eine völlig neue Situation. Der sich abzeichnende Umbruch in Hinsicht nicht nur auf die politische Entspannung und neue Verständigung, sondern auch auf den sich vollziehenden Generationenwechsel wird das Selbstverständnis der ostdeutschen Heimatstuben beeinflussen. Da in den Ausstel-

lungseinheiten der Heimatstuben die neuen Kontakte in die „alte Heimat“ wie auch die Erinnerungsfahrten des „Heimweh-Tourismus“ noch nicht gegenständlich geworden sind, erschien der Zeitpunkt für die Untersuchung der gegenwärtigen Befindlichkeit der ostdeutschen Heimatstuben in Schleswig-Holstein günstig.

Die ostdeutsche Heimatstuben sind als kulturelles Muster der Verarbeitung von Verlustsituationen trotz aller Flüchtlingsforschung nur ansatzweise behandelt worden. Daher war eine umfangreiche Materialaufnahme bei Verbänden, Privatpersonen und vor Ort in den Stuben notwendig.

Die Untersuchung beleuchtet die Entstehung, Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand der ostdeutschen Heimatstuben in Schleswig-Holstein. Dabei wird nicht nur die Formenvielfalt dieser musealen Einrichtung dargestellt, sondern insbesondere die Unterstützung, die die Heimatstubenbetreuer von verschiedenen Stellen wie der eigenen Landsmannschaft oder auch von seiten des BdV zur Einrichtung einer Heimatstube zur Verfügung hatten. Von besonderem Erkenntnisinteresse war hier, inwieweit dieser Einfluß zugelassen wurde. Es wurde der Frage nachgegangen, wie sich die Institution Heimatstube angesichts des immer stärker werdenden Professionalisierungszwangs verhält. An diesen theoretischen Teil schließt sich eine Analyse einzelner ausgewählter Heimatstuben an. Neue Fotos schleswig-holsteinischer Heimatstuben ergänzen den Text.

Museen und Ausstellungen

„Schienen zum Fortschritt“ -

Schleswig-Holsteins erste Eisenbahnstrecke

Anmerkungen zur Ausstellung im Landesarchiv in Schleswig..

Susanna Misgajski

Die Ausstellung des Landesarchivs zum 150. Eisenbahnjubiläum in Schleswig-Holstein wird zeitgleich mit einer Ausstellung aus gleichem Anlaß im Altonaer Museum in Hamburg gezeigt. Aus diesem Grund beschlossen beide Häuser, einen gemeinsamen Katalog herauszugeben.

Im Landesarchiv wird ausschließlich die erste Zeit der Eisenbahn mit der „König Christian VIII. Ostseebahn“ von Altona nach Kiel und ihren Zweigbahnen nach Glückstadt und Rendsburg behandelt sowie ein Ausblick in das 20. Jahrhundert bis zu den gegenwärtigen Elektrifizierungsarbeiten gegeben. In Altona werden die gesamten 150 Jahre der Geschichte der Eisenbahn thematisiert. Dies machte es notwendig, in dem gemeinsamen Katalog zwei unterschiedliche Katalogteile aufzunehmen, wobei bei gleichen Exponaten Querverweise auf den jeweils anderen Katalogteil angegeben sind. Die zusammenhängenden Texte im ersten Teil des Katalogs und die gemeinsame Bibliographie runden den Katalog ab.

Das ungewöhnliche Projekt eines gemeinsamen Katalogs, mit dem sowohl das Landesarchiv als auch das Altonaer Museum in Hamburg Neuland betreten, hat allen Beteiligten viel Energie und Zeit abverlangt. Doch die gute kollegiale Zusammenarbeit beider Häuser ermöglichte es, die Schwierigkeiten, die sich durch die räumliche Entfernung ergaben, zu meistern. Insgesamt ist die Zusammenarbeit mit gegenseitigem Erfahrungsaustausch und der Hilfe bei photographischen Reproduktionen als positiv und bereichernd zu bewerten.

Die Ausstellung des Landesarchivs gliedert sich in folgende übergeordnete Themenbereiche: In der Eingangshalle wird die Entwicklung zum Eisenbahnzeitalter in Schleswig-Holstein exemplarisch aufgezeigt. Der erste Ausstellungsraum gibt einen Überblick über die Vorgeschichte, die Streckenplanung und den -bau sowie die Eröffnung und den Betrieb der „Christian VIII. Ostseebahn“. Hierbei sind die beiden Berufsgruppen, die Streckenarbeiter und die Eisenbahnbediensteten, die einen neuen Berufsstand bildeten, besonders berücksichtigt. Im zweiten Ausstellungsraum und im

Brückenkopf werden die Auswirkungen der ersten Eisenbahn in Schleswig-Holstein unter den Aspekten der Neuheit und des Fortschritts beispielhaft beleuchtet. Im dritten Ausstellungsraum geht es um einen Ausblick in das 20. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Insbesondere bei der Aufbereitung des Themes der „Christian VIII. Ostseebahn“ im ersten Ausstellungsraum stellte sich bei den Rechercharbeiten erschwerend heraus, daß es aus dieser frühen Zeit der Eisenbahn keine dreidimensionalen Objekte mehr gibt. Uniformen, Signallampen, Schienenprofile etc. sind erst für die spätere Zeit überliefert. So überwiegt in diesem ersten Raum die sogenannte „Flachware“, die es insbesondere bei einer archivischen Ausstellung - allerdings auch wert ist, ausgestellt zu werden. Broschüren, Zeitungsartikel, handschriftliche Dokumente und Briefe, Reglements, Karikaturen,

Zeichnungen und Photos geben einen guten Überblick über die Diskussion um den Streckenverlauf, die Planung, den Bau und den Betrieb der „König Christian VIII. Ostseebahn“. Die Rekonstruktion eines Schienenprofils und die photographische Reproduktion eines Eisenbahners in Lebensgröße stellen den Versuch dar, das Defizit in der Überlieferung an dreidimensionalen Objekten auszugleichen.

Um so erfreulicher war es, daß es im zweiten Ausstellungsraum und im Brückenkopf möglich war, eine Fülle von Leihgaben zusammenzutragen: Lithographien mit Stadtansichten und fahrenden Zügen und dreidimensionale Exponate wie Ansichtsporzellan, Spielzeuglokomotiven, Reiseuntensilien, Koffer und Reisekorb, einen Telegraphen aus dem 19. Jahrhundert sowie eine noch funktionierende Bahnhofsuhr, die im Bahnhof in Glückstadt gehangen hat. Auch Eisenbahnmodelle konnten eingeleihen werden. Besonders anschaulich ist das Modell der Lübeck-Büchener Bahn in der Eingangshalle, weil sie eine Vorstellung darüber vermittelt, wie die ersten Eisenbahnen, und somit auch die „Christian VIII. Ostseebahn“, ausgesehen haben. Im dritten Ausstellungsraum zeigen kleinere Modelle die Entwicklung der Lokomotiven und Waggons im 20. Jahrhundert auf.

Der Name der ersten Eisenbahnstrecke in Schleswig-Holstein, „König Christian VIII. Ostseebahn“, gibt bereits einen Hinweis auf ihre besondere politische Bedeutung. Der dänische König Christian VIII. hatte die von einer privaten Aktiengesellschaft gebaute und betriebene Bahn maßgeblich finanziell unterstützt. Schleswig-Holstein gehörte 1844 zum dänischen Gesamtstaat, und somit war die erste Eisenbahnstrecke in Schleswig-Holstein gleichzeitig die erste dänische Eisenbahnstrecke. Aus diesem Grund empfängt den Besucher ein großes Portrait Christian VIII. in der Eingangshalle, eingerahmt von der schleswig-holsteinischen und der dänischen Fahne.

Am Einweihungstag der ersten Eisenbahnstrecke in Schleswig-Holstein, den man zu Ehren Christian VIII. auf dessen Geburtstag, den 18. September 1844, legte, erschien

Christian VIII. allerdings nicht. Er ließ sich von dem Prinzen von Augustenburg - Noer vertreten.

Dieses Fernbleiben des Königs ist sicherlich auf die nationale Bewegung in den Herzogtümern Schleswig und Holstein, die, wie die Bewegungen in den anderen deutschen Teilstaaten, einen Zusammenschluß aller Teilstaaten zu einem gesamtdeutschen Staat anstrebten, zurückzuführen. Der Bau der „König Christian VIII. Ostseebahn“ wurde deshalb von den Vertretern der schleswig-holsteinischen Bewegung nicht als eine Errungenschaft des dänischen Staates gesehen, sondern als eine schleswig-holsteinische Bahn, die die Verbindung zu den übrigen deutschen Teilstaaten schaffen konnte. Der dänischen Regierung kam es dagegen darauf an, ein Massenverkehrsmittel zu fördern, das den Nord-Süd Handel vom dänischen Stamm-land erheblich verbessern sollte.

So erklärt es sich auch, daß die Altona-Kieler Bahn im Kopfbahnhof Altona mit einem Anschluß an den Schifffahrtsweg Elbe endete. Erst sehr viel später wurde eine Eisenbahnverbindung zwischen Altona und Hamburg gebaut. Und damit erhält das 150. Jubiläum der Eisenbahnen Schleswig-Holstein einen aktuellen Gegenwartsbezug. Denn erst mit der gegenwärtigen Elektrifizierung der Eisenbahn in Schleswig-Holstein wird man im Kopfbahnhof Altona nicht mehr umsteigen müssen. Ein entscheidendes Relikt, das auf den Bau der ersten Eisenbahnstrecke Schleswig-Holsteins, auf die „Christian VIII. Ostseebahn“ von 1844 zurückzuführen ist, wird dann verschwinden.

Die Konzeptionierung und Gestaltung der Ausstellung sowie der Erstellung des Katalogs konnte von seiten des Landesarchivs lediglich in Form eines Werkvertrages finanziert werden. Dies zeigt wiederum, wie wenig Gelder insgesamt und insbesondere in den Landesinstitutionen für kulturelle Belange zur Verfügung stehen. Beide Seiten, der Auftraggeber und die Auftragnehmerin - Gymnasiallehrerin für Geschichte und Deutsch und seit 1987 im Ausstellungs- und Museumsbereich tätig - hätten sich eine finanziell besser abgesicherte Lösung gewünscht. Andererseits ist es für eine berufliche Qualifizierung notwendig, „im Geschäft“ zu bleiben. So geht es vielen! Eine Besserung ist in der nächsten Zeit leider nicht in Sicht.

Die Ausstellung des Landesarchivs zum 150. Eisenbahnjubiläum in Schleswig-Holstein wurde am 18. September 1994 eröffnet und wird bis zum 13. Januar 1995 im Prinzenpalais in Schleswig Montag bis Freitag von 8.30 bis 17.00 Uhr und nach Vereinbarung zu sehen sein. Das Faltblatt zur Ausstellung ist auch in dänischer Übersetzung zu haben. Der Katalog kostet DM 18,00.

„Schienen zum Fortschritt“ Eine Ausstellungsbesprechung

Manuela Schütze

Die gegenwärtige Elektrifizierung der Eisenbahnstrecken Hamburg - Kiel und Hamburg - Flensburg bedeutet eine einschneidende Veränderung. Das Relikt 'Kopfbahnhof Altona', daß auf den Bau der ersten Eisenbahnverbindung - die „König Christian VIII. Ostseebahn“ von 1844 - zurückgeht, wird verschwinden, wenn die Züge hier nicht mehr umgekoppelt werden und/oder die Passagiere umsteigen müssen. Aus Anlaß des 150-jährigen Bestehens dieser Eisenbahnverbindung zwischen Altona und Kiel hat das Landesarchiv Schleswig-Holstein in Verbindung mit dem Altonaer Museum eine historische Ausstellung erarbeitet.

Im Foyer sowie in vier weiteren Räumen im Erdgeschoß des Prinzenpalais in Schleswig wird die Geschichte der Eisenbahn unter verschiedenen Gesichtspunkten aufgerollt. Ausgangspunkt sind die alten Verkehrswege: Chaussee und alter Eiderkanal. Diese Verbindungen verlieren mit dem Aufkommen der Eisenbahn langsam ihre Bedeutung. Während der Eiderkanal diese nicht zurückgewinnen kann, erobert der Chaussee- und Straßenbau mit dem nachfolgenden Aufkommen des Automobils seine Bedeutung zurück. Bevor das Automobil sich durchsetzte, veränderte zunächst ein anderes Massentransportmittel Lebens- und Erfahrungswelt der Menschen: die Eisenbahn.

Die Ausstellung „Schienen zum Fortschritt“ - Schleswig-Holsteins erste Eisenbahnstrecke“ verdeutlicht in ihren verschiedenen Sektionen nicht nur Bau, zu bewältigende Schwierigkeiten, Einweihung und Betrieb dieser Bahnverbindung, sondern beschäftigt sich auch mit dem kulturalen Einfluß, der von dieser Innovation ausging: Der Einfluß auf Spielzeug und Gebrauchsgegenstände wie Porzellanservice, die erzwungene Vereinheitlichung von Zeit und die Anfänge des Tourismus, zu dem auch die Popularität des Massentransportmittels Eisenbahn beigetragen hat.

Die Erfindung der Eisenbahn in England und die Wirkung dieser Neuheit auf den Kontinent bilden den Ausgangspunkt. In der Darstellung der Entwicklung der Eisenbahn im norddeutschen Raum sind auch die Kontroversen beleuchtet worden, die, wie anhand von Zeitungsausschnitten dokumentiert wird, in breitem Rahmen öffentlich geführt worden sind. So wurde damals die Frage diskutiert, ob eine solche Investition überhaupt notwendig wäre. Auch die Streckenführung war Thema einer intensiven Debatte. Hierzu sind Zeichnungen ausgestellt, die die Diskussion um den Streckenverlauf verdeutlichen. Dabei werden technische Einzelheiten des Baus be-

leuchtet, wie auch beispielsweise die soziale Situation der Gleisarbeiter beschrieben. Die Eisenbahngesellschaften beschäftigten vorzugsweise einheimische Arbeiter, selbst wenn diese weniger qualifiziert waren. Letzteres war durchaus der Fall, da die zahlreichen Wanderarbeiter u.U. auf verschiedenen Baustellen Erfahrungen hatten sammeln können. Gleichzeitig stellten diese Wanderarbeiter aber ein Unruhepotential für die Eisenbahngesellschaften dar, welches sie umgingen, indem sie vor Ort gebundene Arbeiter beschäftigten. Diese Arbeiter verhielten sich ruhig.

Eine weitere Ausstellungseinheit beschäftigt sich mit dem wirtschaftlichen Einfluß auf die Region. Die Streckenführung hatte für einzelne Orte einen wesentlichen wirtschaftlichen Aufschwung zur Folge, der ohne die Eisenbahn undenkbar gewesen wäre. Der Aufstieg des Schienenknotenpunktes Elmshorn verdeutlicht das.

Die neue wirtschaftliche Prosperität und das Prestige, das von dem neuen Verkehrsmittel ausgingen, finden beispielsweise ihren Niederschlag in den Motiven auf Porzellangeschirr und Alltagsgerät.

In der Gegenüberstellung zweier Spielzeugisenbahnen wird dem Besucher die nostalgische Sicht verdeutlicht, mit der wir heute vielfach die Eisenbahn betrachten. Gezeigt wird eine alte Blechspielzeugbahn und eine moderne Duplo-Eisenbahn. In dieser Spielzeugwelt ‚regiert‘ nicht der TGV oder der ICE, sondern die Duplo-Lokomotive ist nach dem Vorbild einer alten Dampflok modelliert. Gleiches gilt beispielsweise für die beliebten, zahlreich im Handel erhältlichen Holzisenbahnen. Das moderne Design ist hier nicht zu finden, erst wieder im inzwischen hochtechnisierten Bereich der ‚Hobbyisenbahner‘.

Es schließt sich ein Exkurs in die Moderne der Eisenbahn an. Ein 7-minütiges Video über „Die letzte Fahrt des Angeln-Express“ von 1953 wird kontrastiert mit der gegenwärtigen Welt der Eisenbahn. Hier bestimmen Hochgeschwindigkeitszüge, Rechnerüberwachung und computererstellte Fahrinformationen und Tickets das Bild. Das nicht alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen von Beginn an dieses Transportmittel nutzen konnten, verdeutlicht ein Preisvergleich. So kostete 1850 eine Hin- und Rückfahrt dritter Klasse Glückstadt - Rendsburg 86 Schilling, was gleichbedeutend war u.a. mit einem Paar Schuhe oder 12 Pfund Butter oder auch 17 Hühnern.

Eine letzte Ausstellungssequenz erläutert den Einfluß der Bahn auf die Anfänge des Tourismus und auf die Veränderung von Zeit. Der Faktor Zeit - symbolisiert durch einen Telegraphen auf einem Schreibtisch und eine große Wanduhr - wurde wesentlich von der Errichtung der Eisenbahn beeinflusst. Während es zunächst verschiedene lokale Zeiten gab - es gab beispielsweise Differenzen bis zu 12 Minuten - erforderte der neue Schienenverkehr eine einheitliche Zeit. Unterschiedliche Lokalzeiten waren mit einem wirtschaftlichen Transport und einem geregelten Fahrplan unvereinbar. Die Umstellung auf eine einheitliche Zeit erfolgte erst allmählich. Während 1884 eine erste

internationale Konferenz die Weltzeitzonen einteilte, setzte sich für Deutschland erst zum Ende des 19. Jahrhunderts diese Zonenzeit allgemein durch.

Diese Ausstellung über „König Christian VIII Ostseebahn“ ist wesentlich geprägt von ‚flachen‘ Exponaten: Verordnungsblättern, Skizzen, Karten, Zeitungsausschnitten, Fotos. Es ist ein ‚Lese‘-Ausstellung, in der der Besucher, wenn er die Zeit und Geduld dafür aufbringt, Interessantes und Wissenswertes erfahren kann. Die Betextung ist durchweg informativ und gut zu lesen. Leider gibt es nur eine Textgröße. Hier wäre manchesmal sicherlich eine Unterteilung in übergeordnete und detailliertere Beschriftungen hilfreich gewesen, insbesondere da viele Ausstellungsobjekte selbst ‚zum Lesen‘ sind.

Die Eisenbahn ist aus unserer heutigen Lebens- und Erfahrungswelt nicht mehr wegzudenken. Sie ist ein viel und von allen Bevölkerungsschichten benutztes Massentransportmittel.

Die Ausstellung verdeutlicht nicht nur die Anfänge dieser inzwischen hochtechnisierten Institution, sondern der Besucher erfährt auch spannende Einzelheiten aus der Alltagswelt des 19. Jahrhunderts. Die Ausstellung ist noch bis zum 13. Januar 1995 in Schleswig zu sehen.

Gleichzeitig läuft auch im Altonaer Museum in Hamburg eine Ausstellung zu diesem Thema. Ein Besuch auch hier würde das Bild ergänzen und abrunden.

„Schienen zum Fortschritt“ -
Schleswig-Holsteins erste Eisenbahnstrecke -
Landesarchiv Schleswig-Holstein
Prinzenpalais
Schleswig
vom 19.09.1994 bis zum 13.01.1995
Montag - Freitag 8.30 - 17.00 Uhr

Frischer Wind von vorn.

Eindrücke der Ausstellung „Westerhever - ein Dorf an der Nordsee.
Vergangenheit - Gegenwart - Zukunft“

Vibe Pungler

Die Ausstellung über das Leben von gestern, heute und vielleicht morgen in Westerhever - jetzt im Freilichtmuseum Molfsee - wurde mit Geschick den Gegebenheiten des Hauses aus Arentsee angepaßt. Sicher erwachsen schon aus der Raumaufteilung erhebliche Schwierigkeiten und sicher verleihen die unveränderbaren Vorgaben eines solchen Gebäudes der Ausstellung auch ein ganz eigenes, unbeeinflussbares Gesicht. Die Eingangssituation wird von einem großen Tischmodell mit der gemalten Landschaft Westerhever bestimmt. Zu den einzelnen Höfen, Häusern und besonderen Gegebenheiten wie Deich oder Leuchtturm lassen sich Schubladen mit dazugehörigen näheren Informationen und Fotos herausziehen. Schon zu Beginn wird der Besucher hiermit aktiv in das Dargestellte einbezogen und, das wird sich zeigen, so schnell auch nicht wieder aus der Teilnahme und Verantwortung, der Mitbestimmung entlassen. Großfoto und Riesenüberschrift (Titel der Ausstellung) stimmen auf das Folgende ein. Was so großzügig beginnt, schrumpft aber gleich darauf in zwei kleinen Räumen zusammen: in dem einen, den man aber auch zum Schluß des Rundgangs betreten könnte, die Geschichte des gescheiterten „Westerhever Projekts“, dessen wesentlicher Bestandteil die Ausstellung ist und das den Wiederaufbau und die Einrichtung des Haubargs Barneckemoor als Kulturzentrum des Dorfes und vernünftige Tourismusattraktion vorsah. Ausführliche Planungen, Zeichnungen und eine mit Notizen, Terminen und Planungsgedanken vollgeschriebene Schreibtischunterlage zeugen von der engagierten, unermüdlichen Arbeit an diesem Projekt. Die Geschichte, der Verlauf der Ereignisse, von anfänglichen Überlegungen über Bebauungspläne und Beschlüsse der Gemeindevertretung bis hin zur Ablehnung des Projekts, sind in einer Chronik nachzulesen, wobei die Tatsachen, nicht aber die Gründe für das Scheitern genannt sind. Hier wird ausschließlich die Leseleistung des Besuchers gefordert, und man schickt ihn mit der quälenden Frage nach dem „Warum?“, „Warum scheitert ein so sinnvolles Projekt?“ in die Ausstellung. Auf der anderen Seite drängeln sich die Themen Backen, Küche, Vorrat und Einkauf, (wohl auch Schlachtung, denn da hängt ein halbes Pappschwein zum Thema „Backen“?), im ehemaligen Butterkeller zusammen. Nach kurzer Orientierungsphase sortiert sich jedoch das ‚Chaos‘ für den Besucher, wenn er denn gewillt ist, die Texte zu lesen, auch in dieser Enge. Westerhever war, so verrät ein Einkaufszettel, nie ein autark funktionierendes Dorf, vielerlei Waren wurden von außerhalb bezogen. Dennoch bietet der Hökerladen - zu Beginn des eigentlichen Rundgangs in einer Nische hinter Glas untergebracht - vom

„Kaffee bis zum Petroleum“ alles. Der handschriftliche Text, der im Tagebuchstil sehr persönlich vom früheren Einkaufen erzählt, soll Authentizität vermitteln - „man konnte im Sitzen einkaufen und sich dabei unterhalten“, so wie es auch die Puppe auf dem Stuhl andeutet; ein bißchen rumpelig, aber urgemütlich im Gegensatz zu dem daneben ganz im Kleinen, wie ein Ausschnitt, eine kurze Einblendung im Gedächtnisfilm des Besuchers, erscheinenden Supermarktsortiment mit Plastikverpackungen. Joghurtkolonnen stehen stramm sortiert im Regal, und einer von diesen tausend Einkaufswagen wartet mit leerem Magen. Die Inszenierung ist so kraß nicht ganz fair, aber wirkungsvoll im Herausarbeiten des Gegensatzes, der nun keinem noch so arglosen Besucher mehr verborgen bleiben kann: früher war es einfach besser. Aber was ist mit den Objekten? Kommen sie alle aus Westerhever? Wann und von wem sind sie wie benutzt worden? Nicht nur hier bleiben dazu Fragen offen. Dieses Prinzip des ‚Für-Sich-Sprechens‘ setzt sich ebenso wie das Prinzip der Gegensätze ‚gestern und heute‘, manchmal - besonders in den Texten - eher ‚gut‘ und ‚böse‘, in der Ausstellung fort. Auch die Darstellung des Dorfkruges ist dementsprechend ausgerichtet. Leben und Arbeiten von „Maurer, Maler und Co“, die ehemaligen Einmann-Betriebe des Dorfes werden - wohl aus Platzmangel und/oder szenischer Wirkung auf einen Haufen Werkzeug aller Art in der Präsentation beschränkt. Will sich der Besucher nicht mit dem bloßen Anblick des „Gerümpels“ (wie nebenan zu hören war) zufriedengeben, sollen die Dinge in verständliche Zusammenhänge rücken, so muß er auch hier zwangsläufig die Texte aufmerksam lesen. Kein schlechter Trick oder auch effektvolles Nebenprodukt der Raumzwänge, aber für den ‚Otto-Normal-Besucher‘ eine Zumutung. Folgt man ebenfalls als solcher dem Ausstellungsverlauf wie gewohnt linksorientiert, verpaßt man unweigerlich den Mittelteil, den man dann später erschrocken von oben bestaunt und erst auf dem Rückweg erkunden kann. Thematisch gehört dieser Ausstellungstrakt jedoch eher zu den wesentlichen landschaftlichen Eigenarten Westerhevers, denn hier präsentiert sich die marschtypische Landwirtschaft mit Vieh- und Weidewirtschaft, Entwässerungsgräben usw. Auch dies geschieht durch Inszenierungen und anschauliche Arrangements mit Wiedererkennungseffekten wie dem Silo unter Plastikplane und Autoreifen. Und auch hier bestimmt das Prinzip der Gegensätze die Aussagen. Aus der Schmiede, in der das „Feuer in der Esse“ ein wenig theatralisch „erlischt“, ist eine Tankstelle und ein Autoreparaturbetrieb geworden. Der Besucher fragt sich verduzt, was daran so tragisch ist? Folgt man dem äußeren Rundgang vorbei am Verkehrsmittel Nr. 1 der ‚guten alten Zeit‘, dem Fahrrad, erreicht man das angedeutete Klassenzimmer der Dorfschule. Sowohl zur schulischen Situation der Kinder als auch zur Stellung des Lehrers erläutern Texttafeln die Besonderheiten in Westerhever. Das Fahrerschülerdasein vermittelt komprimiert ein ‚Stück Bus‘, durch das hindurch der Rundgang fortläuft. Dahinter wird in einem größeren Raum zu den Problemen von Hausverkäufen/Überfremdung, Abwanderung

Abwanderung der jüngeren Generation, Fremdenverkehr/Massentourismus Stellung genommen. Mit Hilfe eines Immobilienklaviers kann der Besucher zu jedem Jahr die Anzahl der verkauften Häuser anschlagen und erkennt, das hier eine Art Ausverkauf stattfindet wie auch die kleinen Hausmodelle - als „Sonderangebote“ deklariert - in dem Schaukasten dahinter zeigen. Viele der Gebäude sind nur als Feriendomizile genutzt, eine Karte zeigt die eigentlichen Wohnorte der Besitzer und die Entfernungen zu ihrem Urlaubsort Westerhever. Besonders eindrucksvoll erfährt dies alles der Besucher anhand des „Alle Lichter gehen aus“-Spiels, bei dem er per Knopfdruck auf dem Bildschirm im Verlauf der Jahre bei Nacht noch viele, später weniger und heute nur noch zwei oder drei erleuchtete Fenster erkennen kann. Die sanften Anfänge des - hier heißt es noch - ‚Fremdenverkehrs‘ stellt ein einfaches Zimmer mit Bett, Tisch und Stuhl dar. Daneben das moderne Duschbad und die Alptraumversion der Superlative: das „Bad Westerhever“ in Planung und Planungsgeschichte der 60er Jahre. Gigantische Autoschlangen, 200 Autos pro Stunde durch die Ortsmitte, Campingplätze, plattgetrampelte Wege und Wiesen usw.: auch dies augenfällig negativ für den Besucher zusammengestellt und in Texten mit der gleichen Tendenz erhärtet.

Der nächste Raum erzählt dagegen wieder aus der vergangenen Lebensform in Westerhever, dem Dorf an der Nordsee. Ein Fischerboot und die Reetgewinnung gehören mit weiteren Utensilien ebenso dazu wie die Deichbestückung; schwere Arbeiten, die den Alltag ausmachten, die Lebensgrundlage waren und die als kennzeichnend für den ambivalenten Umgang mit dem „Blanken Hans“ gelten können. Leider fällt dabei die Ecke, in der die lebensbedrohenden Sturmfluten angesprochen werden, kärglich und im Verhältnis zur existentiellen Rolle dieser immer anwesenden Naturgewalt mit den zwei schlaffen Sandsäckchen eher komisch aus. Dieses Thema läßt sich aber auch nicht so ohne weiteres in das Konzept der Ausstellung fügen, hier gibt es keinen so gravierenden Unterschied von gestern und heute, von gut und schlecht. Was die Nordsee dagegen ‚damals‘ alles anspülte, Mengen von Holz, Brauchbares, ja sogar eine fast unversehrte Tür, und was sie heute für einen Müll an den Strand spühlt, Bierkästen, Spülflaschen, Blechdosen, ja sogar Giftpäckchen - das paßt wieder ins Konzept. Schade, muß man hier wohl sagen, manchmal entgleitet bei der Absicht die Sache, verliert sich die objektive Darstellung in den Effekten. Natürlich ist ein Badeurlaub an der Nordsee ein heute fragwürdiges Unternehmen, und sicher muß auch eine Ausstellung über das Dorf Westerhever an der Nordsee bezug nehmen auf die Naturkatastrophen der neuen Art wie Wasserverschmutzung, Fisch- und Robbensterben, Ölverseuchung, Vernichtung empfindlicher Ökosysteme, Touristenschwärme an Vogelbrutplätzen, aber wieder überwiegt die eine Darstellungsseite, wieder sind die sonst so löblichen Besucher-Attraktionen, die ihn aktiv einbeziehen, unausgewogen verteilt. Warum kann er nicht versuchen, ein Stück Deich zu besticken, oder wenigstens das Gewicht der Nadel prüfen?

Das obere Stockwerk ist wohl der problematischste Teil der Ausstellung, denn hier erhält der Besucher Ausblicke, Anregungen, soll Empfindungen nachvollziehen, was Westerhever sein könnte: ein Touristik-Tropenbad, ein Survival-Öko-Camp für Naturfanatiker und Kräutersammler, eine computergesteuerte Melkfabrik, ein Windpark. An Beispielen aus Europa zeigt ein Stellwandirrgarten Möglichkeiten, die anderorts gefunden wurden, um Regionen in ihrer Eigenart zu erhalten und den Tourismus in vernünftigen Bahnen zu lenken; er zeigt aber dem Besucher auch die eigene komische Figur in Zerrspiegeln. Windmaschine, Wiesengräser und Wolkenbilder vermitteln Naturerlebnisse, durch Fernrohre kann man in die möglichen Zukunftsversionen Westerhevers sehen, wobei das letzte Dia - hoffentlich ironisch überzeichnet - einen dieser glutvollen, schaurig-schönen Postkarten-Sonnenuntergänge projiziert, die infolge ihrer penetranten Häufung eigentlich nur noch geschmacklos sind.

Die vielen Eindrücke dieser Ausstellung, ihre Dynamik, ihre Bildhaftigkeit, die gerade in diesem letzten Teil beinahe grellbunt erscheint, und ihr unmißverständliches, wichtiges Anliegen sind ebenso sehr Vorzug, wie auch böse Falle: Zu leicht und zu massiv wird der tatsächliche dörfliche Alltag, (der ja auch nicht immer so rosig aussah, wie er teilweise zur Schau gestellt wird), durch diese Art der Präsentation überlagert, werden die Anliegen der Ausstellungsmacher wie mit moralischem Zeigefinger übermittelt. Die eigentliche dringliche Botschaft, das es kurz vor Zwölf ist, will man diese Region retten im Sinne von vernunftorientierter Politik, von ökologischem, kulturellem und sozialem Bewußtsein, geht so vielleicht eher im (mit Verlaub) Klamauk der Effekte, die dem Besucher gerade zum Schluß kaum eine Besinnungspause gewähren, unter. Daß die Ausstellung letztlich das Resultat eines gescheiterten, weit großartigeren Projektes für die Region Westerhever ist, und daß sich darin zum Teil die Emotionen der Kämpfer um den Haubarg spiegeln, scheint nur verständlich, ist der Sache aber nicht eben dienlich, denn sicher haben die obengenannten Risiken in der Darstellungsweise auch hierin ihren Ursprung. Dennoch, und das muß bei aller Kritik aus Volkskundler-Sicht gelten: die Ausstellung ist sehenswert, spannend, erlebnisreich, lehrreich, rüttelt wach, läßt nicht locker, regt zur Auseinandersetzung an und kann vielleicht wenigstens die Diskussion um das Haubarg-Projekt wiederbeleben. Auch wenn bei der Objektivität etwas verlorenging und bei der Authentizität vielleicht ein wenig gemogelt wurde (? - zumindest ist sie nicht belegt und nachvollziehbar), hier können Volkskundler lernen, wie man lebendig darstellt, wie man technische Möglichkeiten einbezieht und nutzt und wie man Besucher aktiviert. Der Ideenreichtum ist bemerkenswert. Ein bißchen mehr von dem Charme und Witz, dem engagierten Mut und dem frischen Wind dieser Ausstellung könnte auch unseren oft etwas ängstlich-nüchternen Projekten guttun.

Die Ausstellung ist auch in der nächsten Saison -also ab April 1995- wieder in Molfsee zu besichtigen.

Eröffnungsrede zur Herbsttagung der AG Schleswig-Holsteinischer Mussen. Gehalten am 14. Oktober 1994 in Rendsburg.

Martin Westphal

Meine Damen und Herren, seien Sie alle sehr herzlich willkommen in den Museen im Kulturzentrum, und nicht nur hier, sondern auch in den anderen Rendsburger Museumsstandorten. Fast in Rufweite befindet sich das Jüdische Museum und Dr. Bamberger-Haus in der Schule und Synagoge der ausgelöschten jüdischen Gemeinde Rendsburg mit einer Judaica-Sammlung sowie der Präsentation von Werken verfolgter jüdische Künstler bzw. von Werken nichtjüdischer Künstler mit jüdischer Thematik und einem ausgewiesenen Sonderausstellungsprogramm. In der Kieler Straße 19, dem Verwaltungssitz der Schleswig AG, wird das gleichnamige Elektromuseum im unmittelbar benachbartem Haus betreut. Das Thema: „Energie und deren Nutzung früher und heute“, speziell eingegrenzt auf die Darstellung der Entwicklung von Elektrogeräten ab ca. 1890. Zu einer Außenstelle des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums zählt seit 1987 das Eisenkunstguß-Museum der 1827 gegründeten Carlshütte in Büdelsdorf; zudem gibt es noch ein vor zwei Jahren eingeweihtes Museumsstellwerk am Rendsburger Bahnhof, betreut von sehr rührigen Eienbahnfreunden.

Die Museen im Kulturzentrum nun setzen sich aus zwei Museumstypen zusammen, vereint unter dem Dach eines 1696/97 vom Festungsbaumeister Domenico Pelli errichteten, ehemaligen militärischen Zweckbaus, des „Hohen Arsenal“ und heutigen Kulturzentrums: West- und Nordflügel der Anlage sind im Erdgeschoß vom Norddeutschen Druckmuseum, das erste Geschoß durch das Historische Museum Rendsburg, dem ehemaligen „Rendsburger Heimatmuseum“ mit noch vielen von Ihnen bekannter, ehemaliger Adresse im Alten Rathaus am Altstädter Markt belegt. Verbindend für beide Museen: Cafeteria im Eingangsbereich und Sonderausstellungsraum im 1. Stock; Verwaltung, Bibliothek und Magazin des Historischen Museums im 2. bzw. Dachgeschoß.

Die weitere Nutzung des Arsenal: zur Zeit tagen wir im Bürgersaal, einer Veranstaltungsadresse unter städtischer Regie. Im Südflügel und im verbindenden Mitteltrakt befinden sich Tanzschule, Stadtbücherei und der Sozialer Dienst der Stadt, das Niedere Arsenal - erbaut 1740 - beherbergt die Rendsburger Volkshochschule. „Aufbau, Ziele und Chancen“ der Museen im Kulturzentrum, darüber soll ich Ihnen berichten. Ich gebe zu, ein Thema, welches nur auf den ersten Blick auf die üblichen glatten Verlautbarungen schließen läßt, die gemeinhin bei diesbezüglichen Referaten zu

erwarten sind. Mir fiel es schwer, diese „Alles-und nichts-Thematik einigermaßen strukturiert und vor allem: sachlich-nüchtern zu füllen. Doch keine Sorge, ich will Ihnen nicht auf die Nerven fallen mit Erlebnissen, Verhandlungen, Auseinandersetzungen und Querelen aus meiner mittlerweile gut vier Jahre währenden Arbeit in Rendsburg, als erster hauptamtlicher Museumsman nach über 90jähriger, ehrenamtlicher und sehr engagiert geschriebener Museums-geschichte. Doch es muß hier - im Kreise von Fachleuten - erlaubt sein, einige persönliche Fragestellungen der letzten Jahre anzureißen:

- wie kann der 1990 sehr schmerzhaft vollzogene Wechsel von ehrenamtlicher auf hauptamtliche Leitung des Rendsburger Heimatmuseums, von profundem Kenner um die Rendsburger Museums- und Stadtgeschichte zum idealistischen, ortsunkundigen, aber akademisch und volontär ausgebildeten und nicht mindestens in 4. Generation in Rendsburg beheimateten neuen Leiters möglichst schnell kompensiert werden?
- wie kann der emotionalen Sammelwut eines Trägervereins - des Norddeutschen Druckmuseums - ohne ausgewiesenen Magazinraum und ohne Akzeptanz für die definierten Verantwortlichkeiten des zuständigen Museumsleiters - Einhalt geboten werden, ohne das Gesamtprojekt zu gefährden?
- wie kann der - ja durchaus nachvollziehbaren - Forderung von Kommunalpolitikern, Verwaltungsspitze und Trägerverein nach möglichst baldiger Eröffnung beider Museumsteile nur mit sehr geringer personeller Hilfe und ohne Verständnis für die zunächst einmal notwendige Entwicklung tragfähiger, inhaltlicher Konzepte begegnet werden, und wie kann statt der drohenden Konfrontation der Kompromiß aussehen?
- warum steht man - trotz der sehr kommunikativen Enge der schleswig-holsteinischen Museumslandschaft und trotz eines Amtes LMD als vermeintlich fachliche Lobby letztlich alleine da, um Verantwortlichkeiten für ein ja bereits begonnenes Museumsprojekt einzufordern?

Nun, bevor Sie Namen definiert oder gar Schuldige ausgemacht haben, will ich den Therapieplatz verlassen, nicht ohne eine letzte Frage gestellt zu haben, die generell an die akademisch geschulten, in Praktika, Volontariaten oder ABM handfest ausgebildeten, jungen Museumskräfte gestellt werden kann und die mir persönlich über die ersten Jahre hier in Rendsburg schwer im Magen lag. Sie lautet:

- wie kann der eigene, museumswissenschaftliche Anspruch - der ja nicht etwa genetisch bedingt ist, siehe oben! -; wie können eigene Ideen, Vorstellungen, Pläne auf die jeweilige, konkrete örtliche Situation so angepaßt werden, daß der eigene Arbeitsansatz nicht in eine dann kaum noch zu beantwortende Sinnfrage mündet? Alte Hasen unter Ihnen werden nun müde den Kopf schütteln, an eigene Bewältigungs- und Mogelstrategien denken oder über so viel Naivität und Blauäugigkeit des Referenten nur staunen. Wenigstens diese Eigenschaften möchte ich mir jedoch möglichst lange

bewahren, denn nur so sind überhaupt strukturelle Fragestellungen und vielleicht sogar dementsprechende Antworten möglich.

Schließlich - und da bin ich ganz unbescheiden - führte z. B. eins der hier nur angerissenen Problemfelder dazu, daß im November 1992 der seinerzeitige Trägerverein für das ehemalige Rendsburger Heimatmuseum und heutige Historische Museum Rendsburg die Notwendigkeit grundlegender Strukturveränderungen erkannte und nach einer sehr emotional geführten, außerordentlichen Mitgliederversammlung der Stadt Rendsburg die Trägerschaft für das Museum andiente. Ich will es kurz machen: die Stadt Rendsburg nahm die Trägerschaft an, die Gebäude- und Unterhaltungskosten sowie das Gehalt des Museumsleiters standen ohnehin bereits seit August 1990 im städtischen Haushaltsplan. Dennoch: Angesichts wachsender kommunaler Aufgaben und allgemein prekärer Haushaltslage zum damaligen Zeitpunkt ein stadthistorisches Museum zu übernehmen, damit Verpflichtungen für Sachkosten und nunmehr 3½ fest angestellte Museumsmitarbeiter - inklusive Leiter - einzugehen, zeugt von allem anderen, nur nicht von Gartenzaunpolitik, und wäre in dieser Konsequenz nicht nur von mir anfänglich nicht für möglich gehalten worden.

Betrachten wir uns den Weg des früheren „Rendsburger Heimatmuseums“ in das „Historische Museum Rendsburg“ als tragende Säule der Museen im Kulturzentrum. Die Anfänge des Rendsburger Heimatmuseums fallen in die Zeit zwischen 1871 und 1914, in der auch zahlreiche andere Museen im Land entstanden sind. Es kann auch nicht sonderlich überraschen, daß es in der alten Festungs- und Garnisonsstadt Rendsburg ein Kriegerverein, der „Verein Deutscher Kampfgenossen von 1870/71“ war, der ein „Kriegsmuseum“ gründen wollte, in dem - so hieß es wörtlich, „militärische Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke sowie sonstige auf den Feldzug 1870/71 bezug habende Gegenstände geordnet aufbewahrt werden sollten.“

Es kam wohl nicht von ungefähr, daß dieser Entschluß erst im Jahre 1904, also eine volle Generation nach dem Kriege gefaßt wurde; offenbar hatten die mittlerweile betagten Kampfgenossen das Gefühl, die Erinnerung an diese glorreiche Zeit für die Jüngeren wachhalten zu müssen, eine Generation, deren Interessen und Probleme damals in ganz andere Richtung gingen. In eben diesem Jahr 1904 brach der Hottentotten-Aufstand in Deutsch-Südwest aus, entstand die Entente-Cordiale zwischen Frankreich und England, wurde die IG Farben gegründet, der Offsetdruck erfunden und die Höhensonne.

In Amsterdam fand die erste Tagung der sozialdemokratischen Internationale statt; in London konstituierte sich der Weltbund für das Frauenstimmrecht: lauter Ereignisse, die ganz auf die Zukunft und gar nicht auf die Vergangenheit projiziert waren. Dennoch war der Magistrat der Stadt bereit, dem Antrag des Kampfgenossenvereins um Überlassung eines geeigneten Raums stattzugeben. Man erhielt ein Zimmer im alten Armenhaus in der Nienstadtstraße; dort wurde das Militärmuseum im Juli 1906

mit 111 Exponaten eröffnet. Bemerkenswert war dabei aus heutiger Sicht vor allem die Tatsache, daß damit von vornherein eine Verbindung zwischen dem Verein als Träger der Sammlung und der Stadt als Trägerin bzw. Eigentümerin der Räumlichkeiten hergestellt wurde. Nach 1½ Jahren mußte das Museum erstmals umziehen; die Stadt hatte das Armenhaus verkauft und wies dem Verein ein neues Domizil für die nunmehr auf 600 Exponate angewachsene Sammlung einen Packraum in der ehemaligen Weberei in der Wallstraße zu. Welche Resonanz das Museum in der Bevölkerung gefunden hat, ist heute schwer zu beurteilen. Sehr groß war sie wohl nicht, aber immerhin doch so groß, daß eine Reihe von Bürgern sich Gedanken über die zukünftige Konzeption zu machen begann: man sah die Zukunft nicht in den engen Grenzen eines Militärmuseums, sondern in der Erweiterung auf kultur- und stadthistorische sowie auf volks- und heimatkundliche Aspekte. Beredter Exponent dieses Gedankens wurde ein wohlhabender Rendsburger Kaufmann und Mäzen, der Kommerzienrat Thormann, der 1911 zu diesem Zweck den dann letztlich bis 1992 als Trägerverein agierenden „Kreisverein für das Museum Rendsburg“ gründete. Zahlreiche Objekte und Dokumente aus dem Fundus der Stadt Rendsburg bildeten den Grundstock: Urkunden, Bilder, Zufallertümer u.v.a.m.

Weitere Umzüge folgten mit wachsendem Bestand der Sammlungen: 1913 in die „Herberge zur Heimat“ in der Holstenstraße; schließlich der Durchbruch mit der 1931 vollzogenen Präsentation im Alten Rathaus, mitten im Herzen der Stadt. Während des 2. Weltkrieges verpackt und ausgelagert, stehen für die Nachkriegsgeschichte des Museums vor allem zwei Namen: ab 1947 Hans Schlothfeld für Neuaufbau, inhaltliche Strukturierung und Inventarisierung sowie für die Entwicklung von Sonderausstellungsprogrammen u.a. Vereinsaktivitäten, die sowohl für steigende Mitglieder- als auch Besucherzahlen sorgten. Der zweite Name: Knut Mahrt. Er begleitete den äußerst problematischen Weg des erneuten Aufbaus des Museums, nachdem in der Nacht des 3. März 1973 das Alte Rathaus und große Teile des Museums durch Brandstiftung schwer getroffen wurden. Er trieb nach der Wiedereröffnung am 18.10.1976 das Rendsburger Heimatmuseum mit großem Sachverstand und sehr starkem ehrenamtlichen Engagement weiter voran, bis 1989 die vorerst letzte Zäsur erfolgte: durch den abermaligen Umzug des Museums in die von der Stadt mit Hilfe von Bund und Land geschaffenen, ungleich großzügigeren Räume im „Hohen Arsenal“ und heutigen Kulturzentrum, einhergehend mit einer bundesweiten Ausschreibung für einen hauptamtlichen - ich zitiere aus dem Ausschreibungstext - „Museumswissenschaftler“. Der Rest ist schnell referiert: Im August 1990 trat ich - nach Studium der Volkskunde, Kunstgeschichte und Germanistik in Kiel, Hamburg und Münster, nach mehrmonatigem Praktikum am Schloßmuseum Jever und zweijährigem wissenschaftlichen Volontariat am Westfälischen Freilichtmuseum Detmold - die Stelle in Rendsburg an; mein Vorgänger im Amt hatte sich aus naheliegenden Gründen gänzlich zurückgezo-

gen und stand für fachkundige Übergabegespräche der mittlerweile auf knapp 9.000 Exponate fassenden Sammlung, der rund 2.500 Titel starken Bibliothek und eines ansehnlichen Schriften- und Bildarchivs - alles zusammen verpackt in ungezählten Kartons - nicht mehr zur Verfügung. Im Juni 1991 Teileröffnung im Westflügel; im Dezember 1992 Abschluß der konzeptionellen Umgestaltung des Westflügels im Historischen Museum unter maßgeblicher Beteiligung einer zweijährigen ABM für Frau Bejchowetz-Iserhoht; im Juni 1993 Öffnung des 2. Traktes des Historischen Museums im Nordflügel; im Juli 1994 Nordflügelöffnung im Norddeutschen Druckmuseum.

Zum Norddeutschen Druckmuseum, deren Museums- oder besser: Sammlungsgeschichte weitaus kürzer ausfällt als die ihres stadhistorischen Mitbewohners. Entstanden aus der Initiative rühriger Druckereikaufleute aus Schleswig-Holstein und Hamburg, bot sich im Hohen Arsenal ein idealer Standpunkt zur Präsentation - Herr Kraft berichtete Ihnen darüber.

Im August 1990 stand ich zunächst jedoch recht ratlos vor der offenkundig wahllosen Ansammlung von Handsatzregalen, Setzmaschinen, Abzieh-, Kniehebel- und Schnellpressen, vor Schneidemaschinen, Fotosatzgeräten und einer Unmenge dazugehöriger Varia. Die Provenienz und Funktion der Objekte war vielfach unklar, ebenso letzte Standortfragen oder Fragen nach Herstellerfirmen und Baujahr. Doch das dringende Problem der ersten Jahre: an einen Magazinraum für das Druckmuseum war im Vorfeld der Planungen nicht gedacht worden, so daß zunächst der ursprünglich als Ausstellungsfläche vorgesehene Nordflügel mit seinen gut 400m² zur diesbezüglichen Nutzung umfunktioniert werden mußte. Seit Januar dieses Jahres ist eine gute Lösung gefunden; große Teile der Sammlung sind unweit vom Kulturzentrum magaziniert, die Schausammlung im Nordflügel teilweise in Präsentationsreihe gesetzt. Sie haben richtig gehört: Ich bezeichne das Norddeutsche Druckmuseum in diesem Stadium noch als Schausammlung, denn ein gerade für ein diesbezüglich technikhistorisch ausgerichtetes Museum zwingendes museumswissenschaftliches Vermittlungskonzept ist hier noch nicht einmal ansatzweise erfüllt. Dabei wird nicht nur die Technikgeschichte, sondern vielmehr die Sozialgeschichte, die Arbeitswelt der Drucker, Setzer, Anlegerinnen und Aushilfen eine dominierende Rolle zu spielen haben, will nicht das Druckmuseum als die „hall of fame“ für messingblitzende Dinosaurier gelten. Und noch etwas: das Stichwort „Aktivmuseum“ kann nur dann mit Leben gefüllt werden, wenn sich genügend passionierte Fachleute finden lassen, die bereit sind, in ihrer Freizeit ehrenamtlich am Druckmuseum an den historischen Maschinen zu arbeiten. Nun, können Sie sich vorstellen, was Ihnen ein pensionierter Maschinensetzer antwortet, wenn man ihn bittet, sich nach 40 Jahren Berufsleben an die Linotype zu setzen - für einen Trägerverein, der in der Vereinsstruktur hauptsächlich die Arbeitgeberseite repräsentiert? Zwischenzeitlich konnte auf diese Frage eine positive

Antwort gegeben werden, nicht zuletzt begründet durch die Übernahme der Sammlungen der IG Medien aus dem Kieler Gewerkschaftshaus. Weiter beim Aufbau zu bedenken: gültige Arbeitsschutzvorschriften - auch für die Kreisbewegungsmaschine von 1879 - und ein diesbezüglicher Besucherschutz. Bislang sind eher unregelmäßig Druckvorführungen organisiert worden, auch hier befinden wir uns noch mitten in weiteren Planungen hin zu regelmäßigen „Drucktagen“. Noch ein Wort zum Namen „Norddeutsches Druckmuseum“: Er bezeichnet nicht den Alleinvertretungsanspruch für eine diesbezügliche Präsentation, auch nicht eine vermutete rein norddeutsche Provenienz des Sammlungsbestandes oder gar Rendsburg als vermeintliche Norddeutsche Hochburg der „Schwarzen Kunst“. Es ist der Vereinsname des Trägervereins, der hier festgeschrieben wird - nicht mehr, aber im Anspruch auch nicht weniger.

Zu Zielen und Chancen der Museen im Kulturzentrum: nach dem Lösen großer struktureller Probleme, nach Teileröffnungsgefechten und häufig kontrovers geführten Gesprächen, nach Festlegung der Personal- und Sachkosten in den städtischen Gremien soll es nun darum gehen, das Historische Museum Rendsburg auch im Innenbereich zu konsolidieren. Die Stichworte „Inventarisierung, Dokumentation, Magazinaufbereitung, Objektpflege“ mögen für Sie als Fachleute genügen. Sammlungspolitisch ist noch kein fester Faden gewebt; aber es kann z. B. auch darum gehen, alltagskulturelle, alltägliche Produkte aus der Büdelsdorfer „Carlhütte“ in den Bestand aufzunehmen und ein Gegengewicht zur reinen Kunstfußpräsentation zu schaffen. Für das Druckmuseum ergeben sich die Aufgaben zwangsläufig aus den oben angerissenen Problemfeldern. Weitere Ziele: Schwerpunktverlagerung im Sonderausstellungsprogramm zugunsten von kulturhistorischen Sonderschauen, ohne die Präsentation von zeitgenössischer Regionalkunst zu vernachlässigen. Und - Herzensanliegen, neben dem ewigen Wunsch nach mehr Personal - die Belebung eines weiteren Teilbereichs der Museumsarbeit: des Forschens, des auch längerfristigen Bearbeitens von Sachthemen, aus dem sich Sammelstrategie und Vermittlung so schön ableiten lassen. Ein frommer Wunsch, fürwahr, auch hier sehe ich die alten Museumshasen wieder kopfschüttelnd vor mir.

Schlumper - Malen im Museum

Ein Projekt im Landwirtschaftsmuseum Meldorf

Uwe Claassen

Als ich mir im Sommer das Meldorfer Landwirtschaftsmuseum anschauen wollte, fand ich dort eine Kunstaussstellung vor, die sich durch die ganze Geräteausstellung zog und in sie integriert war. Zuerst war ich etwas skeptisch. Die meisten Arbeiten im Sinne der Art Brut entsprachen nicht unbedingt meinem Geschmack und eine Eingangsinstitution unter einer Totenkopffahne wirkte reichlich chaotisch. Mit einem Faltblatt wurden einige Informationen zu dieser Ausstellung gereicht: Es handelte sich um Arbeiten geistig behinderter Künstlerinnen und Künstler aus Hamburg, deren Talent in der 1984 vom Maler Rolf Laute gegründeten Gruppe „Schlumper“ gefördert wird. Das Museum hatte Mitglieder dieser Gruppe für eine Woche eingeladen, im Bauernhaus und in der Landwirtschaftshalle zu arbeiten. Die Arbeitsergebnisse dieser Zeit waren nun zwischen den Objekten zu sehen, vor denen und in deren Kontext sie entstanden sind. Hinzu kamen weitere, ältere Werke der Künstler/innen. Der Bezug von künstlerischer Arbeit auf die Objekte des Museum und die Präsentation dieser Arbeit zwischen ihnen macht diese Ausstellung auch für Volkskundler/innen interessant, eröffnet sie doch den Besuchern ganz neue Möglichkeiten, sich den Objekten eines kulturhistorischen Museums zu nähern.

Mehr oder weniger unförmige, menschengroße und kissenartige Stoffpuppen, denen Gesichter oder auch ein Baby im Bauch aufgemalt waren, saßen auf Zugmaschinen und Hängern oder lagen in engen Kammern im Bett. Durch die eher abstrakten Puppen wurde sehr handfest vorgeführt, wie die Objekte im Museum von den Menschen, die einst mit ihnen zu tun hatten, verlassen sind. Und gleichzeitig wurde durch die Puppen auch deutlich, wie wichtig die Imaginationskraft der Besucher ist, ohne die sie im Museum nichts als Maschinen und Gerät sehen. Zwischen großen, schweren, tiefliegenden Dampfzugmaschinen hing ein Bild, auf dem ein sehr graziles Zuggerät mit hohen, fast stelzenartigen Rädern zu sehen ist. Die reale Maschine ist nicht nur ein massiges Wunderwerk der Technik - sie ist genauso zart und zerbrechlich wie die Maschine im Bild: auch sie muß richtig gewartet, geschmiert und bedient werden, um zu funktionieren. Mühlen- und Hausmodelle regten Künstler zu windschiefen Architekturen an. Die gemeinsame Präsentation lenkte den Blick sehr intensiv auf die Konstruktionsmerkmale der Museumsobjekte. Durch Brüche in musealen Stubeneinrichtungen - Sofa- und Bettkissen sowie Wandschmuck aus „Schlumper-Hand“ - wurde auf Fragen des Wohnstils aufmerksam gemacht. Über einem Kohlenherd hing ein Bild, mit dem eine Uhr und die Zeit allgemein thematisiert wurde; in einem

Wäscheschrank stand ein kleines Stubenmodell und als letztes Beispiel sei eine rote Stoffkuh in der Molkereiabteilung erwähnt, die über einen Melkeimer gestellt wurde und so augenfällig machte, woher die Milch in die Molkereien kommt.

Ein Dampfflug oder eine Gesindekammer, als Beispiele genommen, sind durch Originalobjekte anders erfahrbar, als durch Beschreibungen oder Fotografien. In dieser Sinnlichkeit der Objekte liegt eine wesentliche Eigenschaft der Museumsarbeit, die durch Publikationen nicht erreicht werden kann. Dem entspricht ein Kunstprojekt wie das Meldorfer: den Besuchern wird so ein besonderer, sinnlicher Zugang zu den landwirtschaftlichen Geräten ermöglicht. Mit den Bildern und Objekten wird nicht vorgegeben, wie und was Besucher zu sehen und zu lernen haben. Wenn sie wollen, können sie sich aber von den bildgewordenen Gedanken und Assoziationen der Künstler/innen zu den Museumsobjekten verleiten lassen, diese in Frage zu stellen, zu überprüfen und mit und an ihnen spielend zu lernen. Durch diese Kunst können mit einem Schlag selbst versteckte Eigenschaften der Objekte, Fragen im Umgang mit ihnen und Fragen zum Prozeß der Musealisierung sichtbar gemacht werden, wozu anders viele Worte, sprich lange Texttafeln notwendig wären. Und der Gedanke an Menschen, Tiere und Pflanzen wird so intensiver erfahrbar in die Ausstellung einbezogen. Ähnliche Projekte habe ich bereits im Altonaer Museum in Hamburg gesehen, wo die Performance-Künstlerin Lili Fischer eine Aussteuertruhe, bzw. Grapiken der „Lebensstufen“ als Ausgangspunkte für ihre künstlerische Arbeit nahm. In Altona wie in Meldorf habe ich durch die künstlerische Auseinandersetzung mit Objekten und Ausstellungen kulturhistorischer Museen sowie die gemeinsame Präsentation von beidem viel lernen können und erlebnisreiche Stunden verbracht. Ich freue mich schon auf die nächsten Ausstellungen, mit denen weitere sinnlich-künstlerische Zugänge zu Museumsobjekten gesucht und gefunden werden.

Erzgebirge - „Der Duft des Himmels“.

Eine Ausstellung im Altonaer Museum in Hamburg

Uwe Claassen

Das Altonaer Museum zeigt inzwischen im vierten Jahr hintereinander in der Vorweihnachtszeit eine große Ausstellung mit Kunsthandwerk aus dem Erzgebirge. Lichtenengel und -bergleute, Schwibbögen, Weihnachtspyramiden, Nußknacker und viele andere schöne Dinge stoßen auf großes Interesse beim Publikum, so daß das Museum zu diesen Ausstellungen gefüllt ist, wie selten sonst im Jahr.

Aufmerksamkeit verdienen diese Asstellungen jedoch auch wegen der kulturgeschichtlichen Zusammenhänge, in die Torkild Hinrichsen, verantwortlich für die Erzgebirge-Ausstellungen, die Objekte stellt. Nach der „Sehnsucht nach dem Licht“ und dem „König Nußknacker“ in den letzten Jahren geht es nun um die Räuchermännchen, die Anlaß bieten, wohlriechendem Räucherwerk und Rauch im Allgemeinen nachzuforschen.

Der Rundgang durch die Ausstellung führt die Besucher, einem Paukenschlag gleich, zunächst in den von Räucherkerzenduft erfüllten, wohlriechenden Himmel, dann nach Arabien und Nordafrika, von wo die wertvollen Duftstoffe wie Weihrauch und Myrrhe kommen, und über das Erzgebirge bis nach Hamburg. Im ersten und größten Raum werden die grundlegenden Aspekte des Dufträucherns als Ehrung von Gottheiten und der Verbindung von weltlicher und himmlischer Sphäre durch den Rauch sowie die kulturgeschichtliche und technische Entwicklung der Räucherfiguren angesprochen. Der religiöse Aspekt wird vor allem durch eine „himmlische“ Inszenierung angesprochen, in der Exponate in gläserne Säulen gestellt sind, die tempelgleich einen Himmel tragen, unter dem sich die Besucher vor Sternen auf Wolken-Kissen niederlassen können. Die kulturgeschichtliche Einordnung der Räuchermännchen wird dann weiter in Zusammenhang mit Anschauungsspielzeugen des 18. Jahrhunderts - z.B. dem rauchenden Ofen in einer Küche - und dem immer massenhafter und öffentlich werdenden Tabakgenuß gesehen. Weiterhin ist auf die Vitrinen aufmerksam zu machen, in denen die vielen Einzelteile einer Räucherfigur in verschiedenen Arbeitsschritten und ihr Funktionieren gezeigt werden.

Der zweite Raum ist den Duftstoffen und Räucherkerzen sowie ihren Produzenten gewidmet. Mit Fotos und einer kleinen Inszenierung wird die Gewinnung der Baumharze, die den so bliebten und wertvollen Duft, aber auch pharmazeutische und in der Farbindustrie nutzbare Stoffe enthalten, sowie ihr Transport auf der ältesten Handelsstraße der Welt, der Weihrauchstraße von Nordafrika und Arabien bis Ägypten und Rom, aufgezeigt. Im Erzgebirge waren es dann vor allem Apotheker, die

Räuchermischungen entwickelten, welche sie in Heimarbeit oder in eigenen Betrieben zu Räucherkerzen formen ließen. In einigen Vitrinen werden aktuelle Angebote, aber auch alte Produkte der Räucherkerzenhersteller gezeigt. Hierher gehört z.B. auch die im Katalog enthaltene Geschichte, daß die Räucherkerzenproduktion in den 1930er Jahren von den Nationalsozialisten als kriegsunwichtig eingestuft und behindert wurde. Einer Betriebsstillegung oder einem Boykott kam die Firma Carl Jäger zuvor, indem sie ihr Angebot um einen patentgeschützten grünen Räucherkegel mit Tannenduft erweiterte, mit dem auf den Mythos vom Deutschen Wald verwiesen wurde.

Der dritte Raum verbindet Arabien mit dem Erzgebirge: Hier ist ein Hamburger Handelskontor zu sehen - entsprechend der Tatsache, daß Hamburg das Zentrum des nord- und mitteleuropäischen Baumharzimports ist, von wo aus selbst die französischen Parfümeure beliefert wurden und werden. Zwei mit Weihrauch und Myrrhe gefüllte Vitrinen sind an den Rückseiten geöffnet und verströmen sie einen angenehmen Duft.

Der abschließende vierte Raum steht unter dem Motto: Wo Rauch ist, da kann auch Feuer sein! Vor einem Bild des brennenden Hamburg im Jahre 1842 sind alte und neuere Mittel der Brandbekämpfung und der Hauptsponsor der Ausstellung, die Hamburger Feuerkasse, präsentiert. Daneben werden hier auch einige Stränge der anderen Räume erneut aufgegriffen, weitere Räuchermännchen und ein Videoband zur Harzproduktion gezeigt.

Viele Aspekte, die in der Ausstellung nur ansatzweise oder auf eine sehr sinnliche Art angesprochen werden konnten, sind im Katalog zum Teil erstmals ausführlicher dargestellt: vor allem sind zu nennen die Firmengeschichten der Räucherfiguren in technischer wie kulturhistorischer Sicht; darüber hinaus wird auch ausführlich über religiöse Aspekte, Duft und Riechen, die Bestandteile und Rezepte für Räucherkerzen, Rauch und Feuer sowie Rauch und technischer Fortschritt berichtet. Mit der Ausstellung und dem Katalog, mit Handwerksvorführungen an den Wochenenden bis Weihnachten und Verkaufsständen sowie der Vortragsreihe „Faszination Rauch - Ein Phänomen der Kulturgeschichte“ ist dem Altonaer Museum eine äußerst sinn-, erlebnis- und erkenntnisreiche Unternehmung gelungen, die sowohl Bildungshungrige wie auch Sucher nach dem schönen Stück anspricht.

Die Silhouette eines
Räucherkerzenmännchen ist
das Logo für die Ausstellung
im Altonaer Museum.



Wohlbegründet sperrig

Gedanken zum neuen Österreichischen Museum für Volkskunde

Heinrich Mehl

Zu den großen Museumsprojekten, über die Volkskundler in Deutschland in den letzten Jahren gesprochen haben, gehören das Museum für Volkskultur in Württemberg auf Schloß Waldenbuch sowie das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien. Bei beiden Projekten handelt es sich um den Versuch grundsätzlicher Neuorientierung in Gliederung und Präsentation einer großen und bekannten Sammlung. Über Waldenbuch erschien eine Besprechung in Nr. 3 dieser Schriftenreihe (TOP 3, Januar 1992, S. 62 - 66). Mit Blick auf die praktischen Planungen für eine Volkskunde-Außenstelle des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums, die 1993 auf dem Schleswiger „Hesterberg“ begonnen wurden, war nun der Besuch der 1994 eröffneten Schausammlungen im Gartenpalais Schönborn an der Wiener Laudongasse ein Muß. Wenn man als Wien-Besucher das Schönbornpalais als Wunschziel auf seiner Liste hat, ist es recht leicht zu finden; von Rathausplatz oder Universität sind es 20 - 30 Minuten zu Fuß. Für den klassischen Touristen, der die weltbekannten Plätze, Bauten und Museen des 1. Wiener Bezirks besichtigt, liegt die Laudongasse bereits ein wenig im Abseits - eine Situation, die die Wiener Volkskunde mit entsprechenden Museen in anderen Metropolen (und künftig auch in Berlin ?) teilen muß.

Obwohl ein Faltblatt, das Begleitbuch und erste Besprechungen vorhanden sind, hatte ich mir bewußt vorgenommen, keinen vorbereitenden Blick darauf zu werfen - ich wollte das Museum ganz unbefangen, gleichsam mit den Augen eines neugierigen (wenn auch museumserfahrenen) Kulturtouristen auf mich wirken lassen. Zum Besuch nahm ich mir knapp zwei Stunden Zeit, etwa die Spanne also, die einem interessierten Museumsbesucher zur Verfügung stehen würde.

So beherzt unbefangen, wie der Besuch im Josefstädter Museum gedacht war, sei auch der Kommentar über den ersten unmittelbaren Eindruck formuliert: Nach Durchschreiten einer großzügigen Palastfront stand ich engen und winkligen Räumen gegenüber, bis zum Rand angefüllt mit sperrigen Sockelelementen, auf denen sich, teilweise etwas verloren wirkend, farbig-kostbare Volkskunst-Objekte befanden. Die optische Dominanz der Trägerkombinationen für Exponate, Objektbeschriftung und Übersichtstexte schwächte sich im Verlauf des Rundgangs kaum ab, ja, ich ertappte mich von Raum zu Raum öfter dabei, rund um die teilweise „dreistöckigen“, in sich verschobenen Elemente unterschiedlicher Material- und Farbbeschaffenheit zu gehen und dabei zu überlegen, welcher Logik die einzelnen Formate und Unterteilungen folgten, welche Statikberechnungen den kompliziert gefügten Textträger zugrunde

liegen mochten. Dies führte mich immer wieder weg vom einzelnen Exponat, ließ in der ersten Besuchsphase kein entspanntes Schauen, keine rechte Übersicht aufkommen.

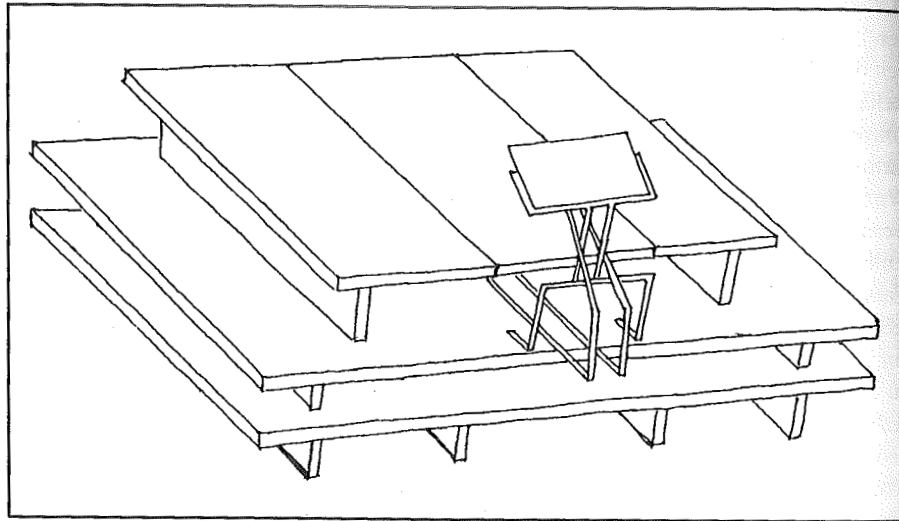
Ich zwang mich, dem Ersteindruck zu mißtrauen. Selbst beruflich beschäftigt mit den Möglichkeiten und Problemen, Dinge im Museum zu zeigen, sie sprechen zu lassen, zu kommentieren, vertraut auch mit Begriffen wie Verfremdung oder Dekonstruktion, schaute ich in das handliche, geschmackvoll-zurückhaltende Begleitbüchlein, sprach ich mit den anwesenden sympathischen Wissenschaftlern. Was man aus der traditionellen Literatur (Michael Haberlandt, Leopold Schmidt) schon wußte, wurde dabei eindringlich bestätigt: Die österreichischen Sammlungen bestehen vornehmlich aus Objekten der Volkskunst, sind geprägt vom Geist der Donaumonarchie, wurden einst gesammelt aus Interesse an populärer Ästhetik, als Einzelobjekt aus Zusammenhängen gerissen - es fehlt, was volkskundliche Sachzeugen heute wertvoll und „spannend“ macht, der authentische Ort, Zeitpunkt, Name, die verläßlich dokumentierte Begebenheit, die „Geschichte“ hinter den Dingen.

Das Team um Klaus Beitz hat die ehrwürdige Kollektion deshalb neu sichten und bewerten müssen, hat „die klassische Ordnung der Exponate nach technischen und regionalen Gesichtspunkten“ aufgelöst und versucht, den Dingen neue Bedeutsamkeit abzugewinnen. Es konnten - so die Planer der Neuaufstellung 1984 - 1992 - mit den Sammlungsobjekten nicht mehr genau recherchierte Geschichten erzählt, sondern „Lebensweisen bestenfalls in ihren symbolischen Konfigurationen vorgeführt werden“. Man sprach nicht mehr von individuellen Gegenständen, geprägt von Bedingungen des Raumes, der sozialen und kulturellen Einflüsse, sondern von „beispielhaften Relikten“, die auf „grundlegende Mentalitäten verweisen“ sollen. So entstand eine konsequent andere Gliederung, „ein einfaches Schema“, wie das Begleitbüchlein formuliert: Dargestellt wird „der Mensch in seinen Bezügen zur Umwelt, zum Wirtschaften, zur geschichtlichen Erfahrung und zur Gesellschaft“, gewählt hierfür werden „Einzelbilder“, die sich zu einem „Panorama vormodernen Alltags“ fügen sollen.

Entsprechend allgemeingültig sollte die Präsentation sein. Sie distanziert sich „von jeder Nachstellung realer Verhältnisse. Sie bekennt sich nicht nur zur Musealität der zur Schau gestellten Exponate, sondern will mit distanzierenden Perspektiven geradezu versuchen, ansonsten in der Vertrautheit steckengebliebene Facetten der Bedeutung sichtbar zu machen“ (Bernhard Tschofen im Begleitbuch). In intensiven Diskussionen, so die Wissenschaftler des Hauses, seien Formen herausgearbeitet worden, die Konzentration auf Wesentliches, Abstraktion und Verfremdung unterstützen sollen. Ein Ergebnis dieser grundsätzlichen Überlegungen sind die aktuellen Sockel- und Text-Trägerelemente des Österreichischen Museums für Volkskunde.

Ich halte sie für mißlungen. Sie sind optischer Ausdruck angestrebter Kopfarbeit, führen nicht auf die Dinge zu, sondern verstellen sie eher, sind weder funktional (im Interesse einer Wechselausstellungspraxis) noch handwerklich-materialtechnisch gut gefertigt. Zusammen mit den unterschiedlich gefließten Böden der Museumsräume, den zweifarbigen Info-Brettern an den Wänden stiften sie Unruhe um ihrer selbst willen. Tisch und Stühle, die normalerweise auf dem Boden stehen, aus dieser Selbstverständlichkeit herauszunehmen und auf einen Sockel, gar auf in die Wand eingefügte Trageelemente zu stellen (Waldenbuch hat dies vorgemacht), kann didaktisch sinnvoll sein - im Wiener Museum finden wir die bäuerliche Sitzgruppe der „Tischler in Aigen“ jedoch auf fast bizarren Trageelementen, der Tisch balanciert gleich auf zwei verschiedenen Sockeln, je zwei Beine hier und da, die Stühle „kippen“ jeweils auf eigenen fragilen Gerüsten. Wenn ich es richtig sehe, soll auf solch atemberaubend verfremdende Weise nichts anderes dargestellt werden als „die besondere Farbigkeit ländlicher Barockmöbel des Bezirks Wels“.

Doch versuchen wir, uns von den Sockeln loszureißen. Die vorhin bereits angedeutete Gliederung erscheint wohl durchdacht, sie wird klug vom Thema „Der volkshkundliche Blick“ eingeleitet. Die Bestände eines Museums, so heißt es da, unterliegen im Laufe der Geschichte wechselnden Bewertungen; so sei das Museum selbst „Teil einer Sammlungs- und Ideengeschichte des Faches Volkskunde“. In Wien sind vier Sicht-



Sockel-Element im Österreichischen Museum für Volkskunde Wien
(Skizze: Mehl)

weisen aus Aufklärung und 19. Jahrhundert, Drittem Reich und Nachkriegszeit angedeutet, illustriert von wenigen passenden Sach- und Bildchiffren. Das Schleswig-Holsteinische Landesmuseum, das ganz unabhängig von Wien einen ähnlichen Einstieg in seine Volkskunde-Außenstelle diskutiert hat, plant die Umsetzung „volkskundlicher Blicke“ in konkrete Inszenierungen: Kunst- und Wunderkammer, Altertumsmuseum, Kunstgewerbemuseum, „Museum germanisch-nordischer Bauernkunde“, Heimatmuseum oder Industrie- und Alltagsmuseum sollen in beispielhaften Ausschnitten rekonstruiert werden.

Das angestrebte „Panorama vormodernen Alltags“ im Gartenpalais Schönborn zeigt in einem guten Dutzend Räumen eine Fülle von Themen: „Natur und Zivilisation“, „Ordnung des Daseins“ oder „Geschichte des Volkes“ als übergreifende Motive, „Feuer, Herd und Ofen“ oder „Vormoderner Transport“ als Einführung in enger gefaßte Lebensbereiche. Die historischen Sachzeugen, zumeist qualitätvolle Einzelstücke, erscheinen uns überraschend kleinformatig. Wenn die volkshkundlichen Sammlungen Schleswig-Holsteins u. a. aus Hunderten von groß dimensionierten Arbeitsgeräten, Maschinen, Wagen etc. bestehen, so erinnert die Wiener Sammlung manchmal an Spielzeug- und Puppenküchengerät. Die Illustrierung des Begleitbuches geht ganz auf diesen überkommenen Charakter der Bestände ein, wenn sie nicht Bauernhäuser, sondern Modelle von Häusern aufführt, nicht Kleidung, sondern geschnitzte Trachtenpüppchen, nicht Werkstatt und Laden, sondern Spielzeug-Kaufladen. Besucher, die „Wirklichkeit“ und „Lebensgröße“ etwa im Freilichtmuseum erleben, mag in der Laudongasse der Eindruck befallen, nur Abbild von Wirklichkeit „im Kleinformat“ zu begegnen. Dies ist Teil der angestrebten Musealisierung, entspringt jedoch auch den begrenzten Räumlichkeiten, die Darstellung von Kuhgespann, Backofen oder Wallfahrtskapelle im Maßstab 1 : 1 eben nicht zulassen. Täuscht aber die Beobachtung, daß der ständige liebevolle Umgang mit Volkskunst-details, Bilderbögen, Mustern und Modellen zu Unsicherheit beim Umgang mit „wirklichen“ und wuchtigen Objekten der Alltagswelt führten? Der einzige Raum mit Großformaten, die Sammlung von „Truhen und Schränken aus Tirol und Vorarlberg“, ist unglücklich konzipiert, mischt Schauraum-Elemente (Beleuchtung, Texte) mit Magazincharakter (enge Lagerung gleichsam auf Paletten) und schreckt den Besucher eher ab, als ihn zum Schauen einzuladen. Das Begleitbuch spricht hier - fast etwas verschämt - von einer „als Studiensammlung angelegten Raumeinheit“.

Bewußt verzichtet das Museum auf Fotos, Funktionszeichnungen oder Figurinen als erläuterndes Element und setzt auf „die Schrift als das noch immer alltäglichsste und daher zurückhaltendste Medium.“ Die Informationstexte sind anspruchsvoll, aber verständlich formuliert. Sie haben, analog zum Konzept (und, mit Blick auf die dürre Quellenlage der Sammlung, notgedrungen) ihren Schwerpunkt in grundsätzlicher, ein wenig von prallem Leben abgehobener Deutung und können nur in Ausnahmefällen

(„Oberinntaler Stube“) lebendige Lebensleistungen und Schicksale ansprechen. Ausgestellte Objekte und erläuternde Texte verbinden sich erst bei ruhigem und nachdenklichem Schauen; der Eilige und Ungeduldige wird in diesem Museum nur wenig Erkenntnisse gewinnen. Zu dieser Spezies mag der Besucher aus München gehört haben, der am 21. 6. 1994 ins Gästebuch eintrug: „Schade um die wunderbare Sammlung dieses Museums - jetzt gibt's leider auch in Wien nur noch die soziologische Variante. Keine Freude an den schönen Dingen mehr.“

Und in der Tat: Bei aller Formkraft und Farbigkeit der Gegenstände - das Österreichische Museum für Volkskunde ist weniger für die Sinne als für den Kopf gestaltet. Es soll nicht „Freude“ verschaffen, sondern eher nachdenklich machen, vielleicht auch irritieren. Dies ist richtig, angesichts der langen Tradition mythologischer, vaterländischer, „identitätsstiftender“ oder nur ästhetischer Präsentation an unseren Volkskundemuseen. Liest man das Begleitbuch zum Museum, so findet man geschliffene Argumente für die gewählten Ordnungs- und Präsentationsformen. Aber auch Kopfarbeit, so meine ich, kann mit Begriffen wie Leichtigkeit, Eleganz, Schlichtheit, kann mit Humor, Augenzwinkern, Ironie verbunden sein. Vor allem: Vorhergehendes museologisches Ringen, alle Grundsatz- und Detaildebatten über Konzeption und Ausführung haben hinter den Ausstellungsergebnissen nichts mehr zu suchen; ein Museum muß sich seinen Besuchern stellen, ohne Notwendigkeit und Funktionieren von verfremdenden Elementen erst erläutern zu müssen. Ausstellungsarchitektur, museumsdidaktische Hilfseinrichtungen sind meist dann besonders gut, wenn sie „einfach“ - im direkten Sinn des Wortes - gehalten sind.

Zweifel sind anzumelden, ob der Durchschnittsbürger, also das ältere Ehepaar vom Land, der Vater mit zwei quengelnden Kindern, das Hand in Hand durchs Museum bummelnde junge Paar, die Pfadfindergruppe, die Sammlerin schöner Bauernmöbel oder der Landfrauenkreis Wiens Sicht eines Volkskunde-Museums ohne weiteres nachvollziehen kann. Für den Normalverbraucher aber machen wir in erster Linie unsere Arbeit, nicht für Teilnehmer volkskundlicher Seminare. Sind über Akzeptanz und Wirkungsweise in dieser Richtung seit Eröffnung des Wiener Museums bereits Erfahrungen gemacht, Untersuchungen eingeleitet worden?

Veranstaltungskalender

Altonaer Museum

Museumsvorträge zur Ausstellung
FASZINATION RAUCH
(Die Vorträge beginnen um 19.30 Uhr
im Altonaer Museum,
Museumstraße 23)

13.12.1994

Dr. Torkild Hinrichsen
VOM DUFT DES HIMMELS UND DEM
GEHEIMNIS DES RAUCHES

10.1.1995

Prof. Gustav Niels Dorèn
TABAKWOLKEN UND BLAUER DUNST,
KULTURGESCHICHTE DES RAUCHENS

24.1.1995

Prof. Dr. Helmut Ottenjann
RAUCH IM HAUS

31.1.1995

Dr. Bärbel Hedinger
DAMPF, DUNST UND QUALM.
RAUCHWOLKEN ALS MOTIV DER MALEREI.

14.2.1995

Holger Hofmann
GERÄUCHERTES FÜR DIE BÄUERLICHE UND
DIE FEINE KÜCHE.

Industriemuseum Elmshorn

29.4.1995

WELCHEN WEG NIMMT DIE ORTSGE-
SCHICHTSSCHREIBUNG IN SCHLESWIG-
HOLSTEIN

Symposium der Arbeitsgemeinschaft für
Archiv, Museum, Chronik in
Schleswig-Holstein
(Anfragen an: Manfred O. Niendorf,
Anckenstr. 18a, 25342 Glückstadt)

Buchbesprechungen

Volkskundliche Streifzüge. Festschrift für Kai Detlev Sievers. Hg. von Silke Göttisch, Nils Hansen, Outi Tuomi-Nikula, Harm-Peer Zimmermann. 286 S. Kiel 1994.

„Streifzüge“ - der Titel ist's ja, der den Strauß bindet -, der Titel erklärt die nunmehr eingedeckelten Aufsätze zu Protokollen von Bewegung, die noch anhält? Aber das adjektivische „volkkundlich“ gibt nicht an, wo die Reise hingehet, akzentuiert mehr die Bewegungsart: Wo die Bestimmung des Faches Volkskunde fehlt - wenschon bei starker Evokation von „Feld“, soll wieder gelten, Volkskunde sei das, was Volkskundler machen, eines Geistes wie die „Streife“, eifrig zu Werk gehend, kooperativ usw. Dies also die Einladung zu lesen - mit, für, von Kai Detlev Sievers her? Sechzehn Aufsätze von sechzehn Autorinnen und Autoren und das von Christine Haak und Sabine Schulze hergestellte Verzeichnis der Schriften Sievers machen den Band aus. Reihenfolge alphabetisch, folgenden Inhalts:

Rolf Wilhelm Brednich hat geschrieben/schreibt: „Eine unendliche Geschichte“, über Kettenbriefe nämlich. Interessant, wieviel Suggestion das Ding noch hat gegen die distanzierende Frage „Was liegt hier vor?“, gegen die gelehrte Erklärung. Da muß man/frau einfach mitziehen, angesteckt von solcher Möglichkeit der Grenzenlosigkeit. Dann wären, so die Pointe am Schluß seines Aufsatzes, die Aufgaben der Geschichtsschreibung gelöst, wenn das Konkrete im Felde der unendlichen Geschichte erscheinen könnte. Dies liest sich wie ein Eigenkommentar Brednichts zum „Vorwort“, mit dem er Kai Detlev Sievers für die Leser würdigt: ich allerdings glaube, daß Sievers' wissenschaftliche Biographie konkreter sein muß, als sie im Prozeßdrang des „Streifzugs“ ausgefallen ist, so andauernd der auch sein mag.

Der zweite kurze Aufsatz stammt von Frauke Dettmer, die in der Quellenkritik - es geht um ein jüdisches Beschneidungen-Verzeichnis, das 1945 im KZ Theresienstadt übersetzt und dadurch überliefert ist - volkkundliche Wünsche, Desiderate formuliert, hier: mehr zu wissen über die jüdische Gemeinde Rendsburg.

Der Titel Reimer Hansens „Zur Geschichte einer Anekdote um Carsten Niebuhr und die dänische Expedition nach Arabien 1761 -1767“ mutet selbst ein wenig anekdotisch an. Es wird die genaue Herkunft einer Erzählung historisch bestimmt. Aber die angelegte Methode, ob damit Identität historischer Biographie belegt werden kann, reicht nicht ganz hin, jedenfalls meinte das der gewissenhafte Autor. Dazwischen: viel Interessantes, Klaus Groths wegen, usw.

Es folgt ein Aufsatz von Henning Hennigsen, von seiner Ehefrau Elisabeth aus dem Dänischen übersetzt: „Des Seemanns Sammelbüchse“. Der doppelt generalisierende

Titel entspricht der Absicht, einen Überblick zu geben auf „Realitäten die Jahrhunderte hindurch“, sehr wohl über viele Sammelbüchsen und noch mehr Seeleute (mit Abbildungen). Aber ob es stimmt, daß „ein moderner Mensch ebensoviele Probleme hat wie unsere Vorväter, (nur) anderer Art“, ob dieser Kultur-Anthropologismus uns treibt zu der historischen Arbeit, die Vergangenheit als gegenwärtig erklärt, möchte ich fragen (ohne die freundliche Widmung zu stören!)

Dann der 33 Seiten lange Beitrag (mit 131 Anmerkungen) von Erich Hoffmann, „Das Kieler Volksfest vom 18. 8. 1843 und Johann Gustav Droysens Verdun-Rede“. Solche Ankündigung darf sich lang gespannten Interesses sicher sein, aber auf der Lese-Reise machen sich Empfindungen der Richtungs- und Ziellosigkeit bemerkbar. Die Zaghafigkeit schon Droysens, ob das Gemeinte ein Fest allen Volkes war, er sagte „eine Art Volksfest“ (S. 91), sollte von Historikern thematisiert werden.

Nächstens berichten Sigrid und Wolfgang Jacobeit von „Rita Sprengel, Häftling 12867. Zum Schicksal einer ‚Ravensbrückerin‘ zwischen 1945 und 1993“. Wie gut, möchte ich hier sagen, daß vor dem Kollektiv (des wissenschaftlichen Themas) das Leben einer Frau steht, oder besser: Berichtendes darüber. Die Erzählung, durchsetzt mit Zitaten aus der Autobiographie Frau Sprengels, läßt die schnelle Stilisierung zur Exemplarität durchscheinen als politisches Programm, „Ideologie zweifachen politischen Terrors“, als Problem dieser Frau selbst. Die (wissenschaftlichen) Urteile und Verhaltensweisen gegenüber der alten DDR müssen vorsichtiger, nicht Wiederholungen der alten „bundesrepublikanischen“ (gegenüber dem Nazi-Reich) sein, ehe Verständigung die Geschichts- und Volkskundeforschung begründen kann. Das ist hier zu lernen.

Wolf D. Könenkamp setzt nochmals an zur „Kleidung in Dithmarschen seit dem 16. Jahrhundert“ (mit 6 Abbildungen). Geschrieben gegen die Allgegenwart des Tracht-Komplexes (was ihn präsent macht), bleibt das Ergebnis unüberzeugend, es habe in Dithmarschen nicht „ein spezifischer Kleidungsstil sich entwickelt“. „Kleidungsstil“, das reduziert das historische Problem Tracht, das vor allen eins der Volkskunde ist, auf das „Vorhandensein“ des Dings. Mithin, so ganz gelangt die historische Kritik, immer reich bei Könenkamp, nicht dahin, wo „Tracht“ keine unendliche Geschichte ist.

Albrecht Lehmann schreibt neuerlich „Über zeitgeschichtliche Mentalitätsforschung in der Volkskunde“. Die Bestimmungsworte des Titels werden alle durchgenommen, eine systematische Vermessung dieses Feldes, so sieht es aus. Mit Grund stehen die Kriegs-Erzähl-Geschichten im Vordergrund, und Lehmann kann beanspruchen, das nachhaltig getan zu haben, was er hier tituliert. Aber die Kennzeichnung der „68er-Revolutionäre“ lassen sehr viel übrig vom Selbstanspruch, „Geschichten als kulturelle Indikatoren zu begreifen“. Entweder war das angesagte Streifen zu wild, oder es ist nicht aufrecht zu erhalten dies Verhalten, das eigene Beteiligtsein (?) in „Objektivität“ verschwinden zu lassen.

Von „Lori“, Klaus J. Lorenzen-Schmidt, erwarten wir, weil, er hat noch immer das „Feld“ zum Marktplatz gemacht, einen witzigen Beitrag, und er gibt ihn: „Das ‚aqua magnanimitatis‘ des Rivert Hein“. „Kraft ist Macht“, heißt es am Anfang, dann ein Rezept zu dem Kraft-Wasser von 1678 mit allem, was dazugehörte, und am Ende die beruhigende Versicherung, es gehe jetzt nicht mehr darum, „fünf seinesgleichen zu ruinieren“. Welch schöner Geburtstagsgruß aus der Horde der Streifenden!

Wenn ich dem Aufsatz von Arnold Lühning eine Frage hinterherschicke, dann hat er mich darauf gebracht. Hier wird nach allen Geboten volkskundlicher Praxis „Das Hochzeitsbett im Sommerhus?“ diskutiert, dazu fünf Abbildungen. Ausgang sind Kissenbühnen, vorhandene, über deren Verwendung zu wenig bekannt. Es findet sich ein Bild auf einem Paneel. Paneel beschrieben, dann das Haus, der besondere Raum, die Besitzer, die Zeit, Frage nach dem Maler: Das „gemalte Abbild wirkte kostbarer und repräsentativer“ der Kissen als die Kissen in echt. Das bleibt der Volkskunstvorstellung verhaftet, die das Seltene erhöht (das Zitat nach Nikolaus Tetens scheint „herbeigezogen“). Nein, und das wäre meine Frage, könnte nicht die Wand der Paravent anderen privaten Lebens sein, das repräsentative Abbilder gar nicht will? Dann wäre diese Malerei in der Zeit modernste Gebrauchskunst.

Und endlich, um im Bild zu bleiben, im konzentrierteren Arbeitsgang: „Thaulow-Museum - Schloß Gottorf - Hesterberg. Zu Entstehung und Präsentation der volkskundlichen Sammlungen am Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum“, von Heinrich Mehl. Ich finde es schön (ich muß so sprechen, weil ich Mitarbeiter des genannten Museums bin), daß über die Thaulow-Zeit des dann Provinz- und Landesmuseum werdenden Museums zu lesen ist, nachgedacht zur Neubegründung, und daß das Seminar für Volkskunde der Universität Kiel (und also Kai Detlev Sievers) als Teilhaber genannt und bedankt werden. Es ergibt sich, nach Schlee und Lühning, eine neue Periodisierung, die in der Neuentwicklung bestätigt werden muß.

„Ländliche Kulturen im Visier“, ins Visier nimmt Ute Mohrmann. Die andere Möglichkeit der Konzentration: Ausschnitt verkleinern, aber im Blick ist nicht weniger als die Wissenschaftsgeschichte seit Wolfgang Jakobeits „Bäuerlicher Arbeit“ bis zum Ende der DDR - vorgetragen ohne Vertrauen darauf, so kommt es mir vor, daß solche Verkleinerung des Ausschnitts eine aufgezwungene Blendung gewesen sein könnte. Ist das die Situation?

Ingwer E. Momsen bringt wieder einen anderen, den noch fehlenden Modus: „Die wandernden Handwerksgesellen in Schleswig-Holstein 1830-1867“, die Verbreitung (mit 5 Tabellen, 2 Abbildungen, 2 Anhängen). Ausgedehnt, sorgfältig, lehrreich. In Diskussion und Ergänzung der Arbeit von Stefanie Hose, „Gut nach Oldesloe“ (1989/1991) werden Handwerks-Wanderbücher ausgewertet (soweit sie „Handwerker“ repräsentieren).

Siegfried Neumanns „Stimme des Volkes‘ in der Zeitung? Zu Leserbriefen nach der ‚Wende‘ in einem Rostocker Wochenblatt“ bringt das ominöse Wort. Das dramatische Ereignis jedes Streifzugs ist eine Kehre, und die herangezogenen Leserbriefe zeigen, daß nicht die, die sie zu machen haben, sie „Wende“ nennen. Denn: sie geben „erlebnisbestimmte Urteile“, keine Zeitbilder. Und damit liegt doch das ganze Dilemma (der Volkskunde) auf dem Tisch: „intime Zeitkenntnis des Forschers“ ist not. Und zuletzt Rausch, „Der Rausch und der Geist der bürgerlichen Gesellschaft. Zur Kulturgeschichte des Rausches in Europa“, ein schriftlicher (ursprünglich eine Antrittsvorlesung) Beitrag von Peter Wulf. Wenn dort wie hier das Elend und die Not, die Kosten und die Preise von Sucht verrauschen sollen, dann mag es für diesmal hingehen - weil nicht der letzte die Rechnung machen soll. Zum Schluß also: Der Sinn der Form Streifzug ist, so wird mir nun klar, der, daß sie alle das in Anspruch nehmen, wofür Kai Detlev Interesse gezeigt hat, ihn für sich in Anspruch nehmen. Dabei hat Sievers präzise und anhaltend dem Fach Orientierung gegeben. Dafür wünschte ich uns etwas mehr Präsenz, wenn der Gang den Namen des Gemeinsamen rechtfertigen soll.

Ulrich Wilkens

Dorle Weyers, Christoph Köck, Die Eroberung der Welt. Sammelbilder vermitteln Zeitbilder. Detmold 1992, 175 S. (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold Bd. 9).

Eine im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold zum Thema Sammelbilder erarbeitete und präsentierte Ausstellung war kürzlich in ausgewählten Teilen als Wanderausstellung in den Rendsburger Museen im Kulturzentrum Arsenal zu sehen. Wer diese interessante Ausstellung verpaßt hat, kann sich auch noch im Nachhinein in die Thematik der Sammelbilder vertiefen. Der zur Ausstellung erschienene Begleitband bietet dazu eine spannende und informative Lektüre.

Viele haben in ihrer Kindheit Bilderreihen, die zu unterschiedlichsten Themen auf dem Markt verfügbar waren, gesammelt, getauscht und oft sorgfältig in ein dafür vorgesehenes Sammelalbum eingeklebt.

Diesem kulturellen Phänomen des Sammeln gehen die Autoren anhand der Bilderwelten nach. Ausgehend von der Entstehungsgeschichte dieser farbigen Bilderfolgen und ihrer technischen Herstellung, sind insbesondere ihre Inhalte von Bedeutung. Dorle Weyers und Christoph Köck beleuchten aus verschiedenen Perspektiven die Informations- und Wertvermittlung, die über diese Sammelobjekte transportiert wurde.

Dabei greifen sie auf einen Bestand von ca. 600 Sammelalben zurück, die den Zeitraum von 1890 bis 1990 abdecken. Diese Fülle bildet einen „quantitativ und qualitativ sehr guten Ausschnitt“ (S. 26).

In dem Zeitraum von 100 Jahren lassen sich anhand der Bilder die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und kulturellen Leitbilder ablesen. Über diese Bilder erfolgte eine Aneignung der Umwelt, d.h. der eigenen Lebenswelt, genauso wie der des unbekanntes Auslandes. Diese Aneignung der Welt ist der rote Faden, an dem die Autoren den Leser durch die Bilderwelt führen. Köck und Weyers unterteilen die Fülle der Bilder in vier thematische Bereiche: a) in einen technischen Bereich („Der Sieg über Raum und Zeit“), b) in einen ethnologisch-kolonialen Bereich („Eroberte Länder - kultivierte Fremde“), c) in einen nationalen Bereich („Die Vereinnahmung der Nation“) und d) in einen physisch-psychischen Bereich („Menschenbilder - Frauenbilder - Männerbilder“). Ein abschließendes Kapitel ist den Alben selbst gewidmet.

Die Entwicklungsgeschichte der bunten Sammelbilder ist eng verknüpft mit der Veränderung im Bereich der Warendistribution. Liebig-Bilder beispielsweise, die dem Liebig Fleischextrakt zum Durchbruch verhelfen, sind auch heute oft noch bekannt. Als Beigabe zur Ware erreichten sie den Sammler. Viele andere Firmen folgten diesem Beispiel, so daß dies einer der üblichen Distributionswege für die Bilderreihen wurde. „Das gesamte ‚Panorama bürgerlicher Kultur‘ wurde durch Sammelbilder abgedeckt. ... Sprichwörter und Anstandsregeln wurden genauso illustriert wie Märchen, Abenteuergeschichten oder das Leben exotischer Völker. So kam den Sammelbildern neben einer disziplinierenden auch die Funktion zu, Fluchtphantasien ins ‚Abenteuer ferner Welten‘ zu wecken und als ‚verborgenes Bindeglied‘ zwischen Alltagswelt und ‚Phantasiewelt‘ zu dienen.“ (S.12)

Das Buch in DIN A 4 Format ist mit zahlreichen farbigen wie auch schwarz-weißen Illustrationen ausgestattet. Die z.T. ganzseitigen Abbildungen bieten ein kurzweiliges „Seh-Vergnügen“. Der zweispaltige Text ist immer wieder mit Bildern aufgelockert, und zahlreich eingestreute Zitate z. B. aus Sammelalben sind durch Kursivdruck ebenfalls optisch verändert. Dies erleichtert die Konzentration auf den ausführlichen Text der einzelnen Kapitel. Die Texte vermitteln Einblicke in die kulturellen Zusammenhänge, aus denen heraus die Bilderfolgen entstanden sind. Die Analysen und Einordnungen in den jeweiligen gesellschaftlichen Zusammenhang, verbunden mit der Illustration und den Textbeispielen aus den Bildunterschriften der Alben selbst, machen das Buch zu einer sehr lesenswerten, anregenden und - angesichts der bevorstehenden Festtage - zu einer schenkwerten Lektüre.

Manuela Schütze

Leserbriefe

Betr.: TOP 10, 4. Jg. 1994: Dithmarschen im Industriezeitalter. Ein Rundgang durch die neue Ausstellung im Dithmarscher Landesmuseum Meldorf.

Nach der Lektüre des Textes fragte ich mich, über wen ich mich mehr wundern sollte: über J. Storjohanns Wahrnehmungsprobleme oder über die TOP-Redktion, die den Text so durchgehen ließ, obwohl sie nach dem gemeinsamen Besuch in Meldorf es doch hätte besser wissen müssen.

Ist niemandem aufgefallen, daß Herr Storjohann behauptet, M. Frohriep und ich hätten bei dem Besuch das Konzept erläutert? Nachweislich war ich jedoch an jenem Tage abwesend. Darf einer, der sehr bewußt eine Neuaufstellung durchmustert, einen Bahnhofsschalter mit einem „Bahnwärterhäuschen“ (S. 47) verwechseln? Nirgendwo im Museum ist zu lesen, daß die präsentierten Gußeisenprojekte aus der im Museum zum Teil rekonstruierten Marner Gießerei stammen - aber in TOP. Nirgendwo wird behauptet, das ausgestellte Wohnzimmer stamme aus einer Fabrik - außer bei Herrn Storjohann.

Falsch ist auch die Gründungsgeschichte der Margarethen-Stiftung wiedergegeben; falsch ist, daß der Original-Zustand des Selbstbedienungsladens im Foto gezeigt würde. Im Erdgeschoß unseres Museums bedindet sich auch kein Edeka-Laden. Ich habe sofort nachgesehen - da ist keiner (S. 49). Ich habe auch die Auszeichnungen der Freiwilligen Feuerwehren in der ausgestellten Gastwirtschaft trotz Suchens nicht finden können.

Die Silhouetten im Jahre flüchtender Menschen stehen frei im Raum - Herr Storjohann hat sie an die Wand geklebt wahrgenommen. Dafür ist ihm entgangen, daß wir die Flüchtlingsproblematik durchaus aufgegriffen haben - soweit es die Objekte erlaubten (das ist leider nicht sehr weit). Auch läßt er unsere Fliegerbombe auf die „Umgebung von Meldorf“ fallen - das getroffene Luftbild ist aber präzise als „Raffinerie Hemmingstedt“ lokalisiert.

Dabei muß ich es bewenden lassen. Die sofortige Revision unserer Ausstellungstexte auf eventuelle Mißverständlichkeiten oder gar Falschaussagen von Seiten des Museums ließ nichts erkennen, was diese Häufung von Schiefheiten und objektiv falschen Tatsachenbehauptungen erklärbar machte. Was aber soll man von den übrigen eher subjektiven Meinungsäußerungen des Autors zum Dithmarscher Landesmuseums halten, wenn schon die grundlegenden Tatsachen nicht richtig wahrgenommen oder wiedergegeben werden?

Wolf D. Könenkmap

Symptome - Diagnose - Therapie

(Medizinische) Gedanken nach dem Lesen eines Leserbriefes

Diagnose: Wahrnehmungsprobleme - sagt der Doktor. Was ist das denn nun schon wieder. Ist das nicht irgendwas, wenn 's da oben nicht mehr so richtig stimmt? Oder ist das nur so, als ob die Kinder sagen: „Papa tüfelt heute wieder 'mal ein bißchen“? Egal, als guter Doktor hat er ja die Symptome mit aufgeschrieben. Mal gucken, was das so ist.

Da hab ich doch jemanden gesehen, der gar nicht da war! Sehr bedenklich. Obwohl so ein Museumsleiter ja immer präsent ist - durch seine Ausstellung. Aber eben nicht persönlich. Aber ich habe mir ja das Vergnügen gemacht, mehrmals das Dithmarscher Landesmuseum zu besuchen (umso schlimmer, wird der Doktor jetzt sagen). Und als ich mit den Volkskundlern einmal da war, da hat er persönlich über sein Museum erzählt. Ich nehme an, er hat mich nicht wahrgenommen, weil er mich überhaupt nicht kannte.

Was die sachlichen Bemerkungen anbetrifft, wird er recht haben. Wer sollte sein Museum besser kennen, als er selbst? Der Leser - und besonders der Verfasser - werden die Korrekturen dankbar annehmen.

Aber nun interessiert mich doch noch, was er denn zu meinem Resumé meint. Das es subjektiv ist, rechne ich mir nicht als fehlerhaft an. Damit stehe ich doch in einer Linie mit dem Doktor, der auf einem Vortrag zu den Gottorfer Gesprächen sagte (verkürzt wiedergegeben): 25 Museumsleiter - 25 Sammlungsgeschichten - 25 Konzeptionen. Schade, da steht nichts, außer der allgemeinen - und dadurch nicht richtigeren - Feststellung (auf den Punkt gebracht): Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht ... Also, Herr Doktor, das ist doch ein bißchen zu knapp. Sind die sachlichen „Schiefheiten“ denn so gravierend, daß die Conclusio davon ins Wanken gerät? Oder geht es nach dem Motto: Quod licet Jovi, non licet bovi?

Aber jetzt will ich doch noch sehen, wie ich meine Probleme kurieren kann. Hm, ein Therapievorschlag wird nicht gemacht. Was soll ich denn nun tun? Ich glaub', ich nehm meine Therapie selbst in die Hand und mache einen Vorschlag: Damit ich besser sehen lerne, erhalte ich eine lebenslange Freikarte für das Dithmarscher Landesmuseum, und um zu beweisen, daß ich meine Wahrnehmungsprobleme bearbeitet habe, erhalte ich den Auftrag, die im Aufbau befindliche Ausstellung der vorindustriellen Zeit Dithmarschens zu besprechen, wenn sie eröffnet worden ist.

Nichts für ungut, Herr Doktor, ich war - und bin - gerne in Ihrem Museum.

Jochen Storjohann

Satire

Das Märchen vom armen Lehrer und der gütigen Königin.

Ironisch-kritische Ausgabe

Johann Rost

Die Situation der beruflichen Situation der in früheren Zeiten „Volkskundler“ genannten Urahnen unserer heutigen „Mental-Kybernetik“ - immerhin schreiben wir das Jahr 2085 - ist in der Wissenschaftsgeschichte ausführlich behandelt. Verborgener geblieben ist bisher, daß dieser Notstand zu einer Reaktion geführt hat, die als „reversive Flucht“ bezeichnet werden kann. In einer ähnlichen Situation wie die Märchenfiguren standen nämlich die Volkskundler machtlos und angstvoll in Lebenssituationen, die sie sonst als Wissenschaftler analysierten. Jetzt aber griffen sie selbst zu dem Hilfsmittel dieser Erzählform und bildeten ihre eigenen Mythen, Sagen und Märchen, von denen allerdings nichts erhalten geblieben ist. Bisher jedenfalls.

Eingeklebt in eine Biographie eines gewissen Helmut Kohl (ausgehendes 20. Jahrhundert) fand sich ein Schriftstück, auf dem ein solches Märchen aufgeschrieben worden ist, das hier im Wortlaut wiedergegeben werden soll:

Es war einmal ein Lehrer, der in die Jahre gekommen war. Seine Kinder waren nicht mehr im Haus, er hatte die letzte Stufe der Dienstleiter erreicht und fühlte sich leer und abgekämpft. Schon morgens beim Aufstehen war er matt, und bei den Gedanken an die Schule und vor allem die Schüler und Schülerinnen wurde er blaß und begann innerlich zu zittern.

So wie ihm ging es auch vielen anderen Lehrern: sie wurden krank und konnten ihren Dienst nicht mehr verrichten¹. In seiner Not ging der arme Lehrer zu seiner Königin, Heide I., und klagte ihr sein Leid. Sie war eine mitleidige Herrscherin, die aber von der Praxis ihrer Vorgänger abgewichen war, Almosen zu verteilen. In ihrer Sparsamkeit sann sie immer darauf, nie Geld auszugeben, ohne einen Nutzen davon zu haben, und deshalb rief sie den Mann nach einer Bedenkzeit wieder zu sich und sprach zu ihm:

¹ Die Häufung von Krankmeldungen und teilweise Befreiung vom Dienst führten letztendlich dazu, daß ein geregelter Unterricht nicht mehr durchgeführt werden konnte. Erst im Jahre 2015 wurde diese Schulkrise mit dem „Bildungssicherungsgesetz“ beendet.

„Da Du für die Schule nicht mehr tauglich bist, will ich Dir einen ruhigeren Posten geben, in dem Du brauchbare Arbeit leisten kannst. In meinem Raritätenkabinett² kannst Du Deine pädagogischen Fähigkeiten einbringen und Dich nützlich machen.“³ Also ging er in die Stadt, die das Raritätenkabinett beherbergte⁴, und meldete sich bei dem Leiter, der sich über die zusätzliche Arbeitskraft freute. Und er sprach zu ihm: „Es gibt viel zu tun bei uns. Ich bin ganz alleine, und Du kannst die vielen Schulklassen betreuen, die zu uns kommen. Und zwischendurch kannst Du Ausstellungen vorbereiten, das Magazin aufräumen und die vielen Dinge ordnen, die dort lagern.“ Zuerst lief dem Lehrer die Arbeit flott von der Hand. Aber als er die erste Schulklasse führen sollte, stellte sich das alte Zittern wieder ein, und er mußte sich eine Woche zu Hause erholen. Auch im Magazin konnte er nicht länger sein, denn weil er doch so arg ermattet war, gesellte sich zu seinen Gebrechen noch eine Stauballergie. Immer häufiger konnte er nicht zur Arbeit erscheinen. Eines Tages nun ließ der Leiter des Raritätenkabinetts ihn zu sich kommen und erklärte ihm, daß er ihn nicht mehr gebrauchen könne, weil er all die Arbeiten, die nötig wären, doch nicht verrichten könne. Darauf brach der arme Lehrer in Tränen aus und flehte, ihn doch im Museum zu lassen. Kopfschüttelnd holte der Kabinettsleiter einen Zauberstab hervor, berührte damit den Mann, der alsbald auf winzige 25 Zentimeter schrumpfte und so bequem in ein Regal des Magazins paßte.⁵ Und wenn er nicht gestorben ist, so steht er da noch heute.

- 2 Dieser Begriff ist ein geschickter Kunstgriff des Erzählers, um die auch schon im vorigen Jahrhundert allgemein „Museum“ genannten Häuser in eine noch frühere Zeit zu setzen, um so das Märchen überhaupt aus seiner Gegenwart in eine frühere Zeit zu transponieren. Auch Könige oder Königinnen gaben im heutigen Kerneuropa zu damaliger Zeit nicht mehr.
- 3 Aufgrund ausgedehnter Archivforschung ist es gelungen - glücklicherweise gleichzeitig mit dem hier vorgestellten Märchenfund - einen zeitgenössischen Beleg für diese Verfahrensweise zu finden. Im Spiegel Nr. 25/1994 v. 20. Juni 1994 heißt es: *In Umweltzentren, Landesbildstellen, Museen und Arbeitsämtern können die ausgebrannten Lehrer brauchbare Arbeit leisten.*
- 4 Die Lokalisierung der Stadt bereitet große Schwierigkeiten. Heute wäre es klar, daß damit nur „Playman's Land“ gemeint sein kann, da schon am Anfang unseres Jahrhunderts alle Museen - nach Zuschüttung und nachfolgender Bebauung des Wasserarmes Schlei - dorthin überführt wurden. Noch im letzten Jahrhundert allerdings hatten fast jede Stadt und auch viele kleinere Siedlungsplätze eigene Museen. Da das Museum der Stadt, in die der Lehrer geht, anscheinend aber einen hauptamtlichen Leiter hat, kann es sich nur um eine der damaligen Kreisstädte handeln (z.B. Plön, Itzehoe, Rendsburg). Alle anderen Museen wurden nach bisherigen Kenntnissen von ehrenamtlichen bzw. nur zeitweise angestellten Wissenschaftlern, darunter auch viele VolkskundlerInnen geleitet.
- 6 Dieses Ende des Märchens weist natürlich stark auf die nicht artikulierten Vorstellungen der damaligen Volkskundler hin. Sie erhielten - damals noch an sog. Universitäten - eine Ausbildung, die sie befähigte, diese Arbeiten zu verrichten, wurden allerdings nicht beschäftigt, da eine zeitgleiche Wirtschaftskrise zu einer Geldknappheit führte. Auch die Zentralisierung der Kultur entzog natürlich der Peripherie Geld, die dadurch kulturell verarmte und als Folge davon noch weniger Geld zur Verfügung stellte.

Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein

